

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/2016

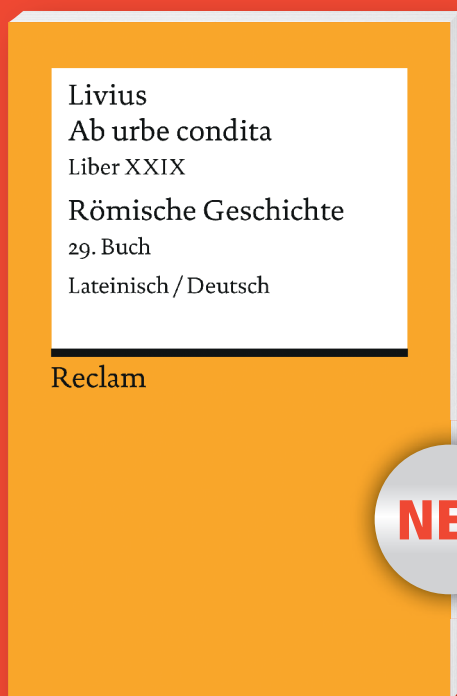
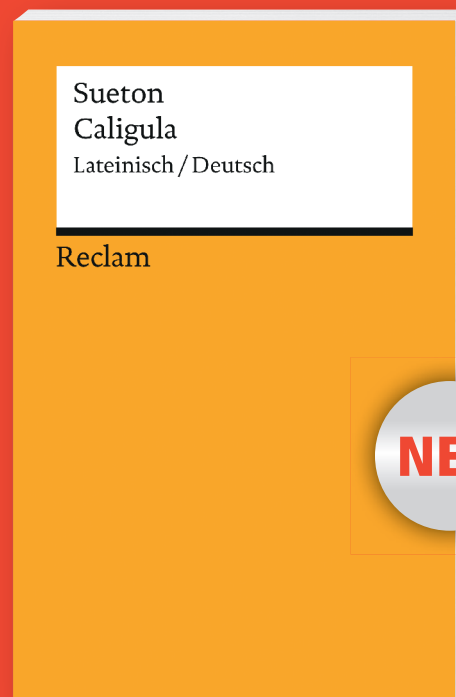
	Editorial	196
Michael Lobe	<i>Lux verae humanitatis effulgeat</i> – Zum sechzigsten Todesjahr des schwäbischen Horaz Hermann Weller (1878-1956)	196
Walther Frederking	Zeit optimal nutzen – Zeit sparen	205
Marion Giebel	Paulus und Seneca – ein Essay	209
	Personalien: Nachrufe auf Jutta Limbach und Alfred Reitermayer	219
Axel Schönberger	Zur Diskussion gestellt: <i>Der Pronuntiatus restitutus</i> ist teilweise falsch. Eine Entgegnung auf Jürgen Blänsdorfs Verteidigungsversuch	221
Andrea Beyer	Antwort auf Anja Behrend und Matthias Korn	231
Benedikt Simons	Schülerzahlen im Fach Latein und Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik – Eine Replik	233
	Zeitschriftenschau	236
	Besprechungen	243
	Varia	253
	Adressen der Landesverbände	258

Deutscher Altphilologenverband

Neuübersetzungen zweisprachiger Ausgaben

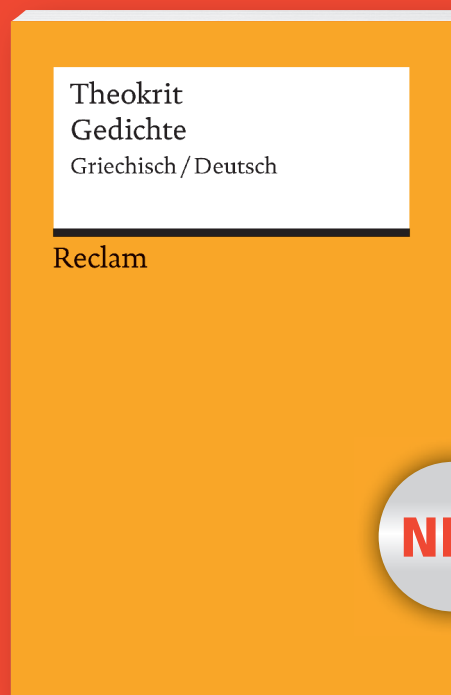
»Sollen sie mich doch hassen, solange sie mich nur fürchten.« – Nach dieser Maxime soll Caligula gelebt und gehandelt haben. Sueton beschreibt Caligulas Person und militärische wie politische Leistungen. Seine Kaiserserviten sind für Historiker eine unschätzbare Quelle zur frühen römischen Kaiserzeit.

173 S. · € 6,80 · ISBN 978-3-15-019420-1



211 S. · € 7,00
ISBN 978-3-15-018019-8

Der vorletzte Band der zweisprachigen Gesamtausgabe. Livius' Darstellung ist als historische Quelle zur Beurteilung der großen Auseinandersetzung Roms mit Hannibal unverzichtbar.



300 S. · € 12,00
ISBN 978-3-15-019419-5

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer.
Tel.: 07156-163155 | E-Mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <https://www.altphilologenverband.de>
OStD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer, Tel. 06232-854217, E-Mail: info@altphilologenverband.de

Schriftleitung (Forum Classicum und Pegasus-Onlinezeitschrift): Prof. Dr. Stefan Kipf, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie/Didaktik der Alten Sprachen, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, E-Mail: stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

Die gemeinsame **Redaktion** des Forum Classicum und der Pegasus-Onlinezeitschrift gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** Prof. Dr. Stefan Kipf (s. o.);
2. **Didaktik:**
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Schulpavillon, Oettingenstr. 78, 80538 München, E-Mail: michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de
3. **Fachwissenschaft:**
Prof. Dr. Markus Schauer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Klassische Philologie, 96045 Bamberg, E-Mail: markus.schauer@uni-bamberg.de
4. **Schulpolitik:**
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktsimons.de
5. **Personalia, Varia:**
OStD Hartmut Loos (s.o.)
6. **Rezensionen:**
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: monikaunddietmar@gmx.de
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**
Jun.-Prof. Dr. Stefan Weise, Bergische Universität Wuppertal, Klassische Philologie, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal, E-Mail: weise@uni-wuppertal.de
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: granobs@aol.com
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: Josef.Rabl@t-online.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Franziska Eickhoff, M. A., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Griechische und Lateinische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, E-Mail: franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Am Jahresende neigt man bekanntlich aus vielerlei Gründen dazu, einen Rückblick auf das vergangene Jahr zu halten: Die Zeiten sind bewegt und was auf der großen politischen Bühne für Verunsicherung sorgt, kommt dann auch im Alltag bei uns Normalbürgern an. Ein schönes Beispiel hierfür ist die Bildungspolitik, der es allem Anschein vor allem darum geht, alle Betroffenen ständig in Atem zu halten. Dazu gehört selbstverständlich auch, dass wir als Vertreter des altsprachlichen Unterrichts nicht nur ein wachsames Auge auf unsere Fächer haben, sondern uns auch aktiv zu ihren Gunsten bildungspolitisch engagieren, wofür im Jahr 2016 immer wieder Gelegenheit bestand.

Das FORUM CLASSICUM spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle: Es gibt

Raum für fachlichen, fachdidaktischen und bildungspolitischen Austausch sowie für lebendige Diskussion (wie man auch in diesem Heft wieder gut erkennen kann) und leistet auf diese Weise einen spezifischen Beitrag zur Sicherung des altsprachlichen Unterrichts. Daher gilt mein herzlicher Dank (und hier spreche ich im Namen des Bundesvorstandes) all denjenigen, die in diesem Jahr in unterschiedlichster Weise zum Gelingen des FORUM CLASSICUM beigetragen haben, sei als Redakteure oder bei der technischen Betreuung (großer Dank an Herrn Hobohm und Bögl-Druck), sei es als engagierte Autoren und als aufmerksame Leser! Ich wünsche Ihnen allen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr 2017 und: natürlich viel Spaß beim Lesen!

STEFAN KIPF

Lux verae humanitatis effulgeat.

Zum sechzigsten Todesjahr des schwäbischen Horaz Hermann Weller (1878-1956)

1. 1956 – ein trauriges Jahr für die Musen

Das Jahr 1956 ist ein trauriges Epochenjahr für die deutsche Literatur gewesen, insofern drei bedeutende Vertreter der literarischen Großgattungen Epik, Dramatik und Lyrik starben – THOMAS MANN, BERTOLT BRECHT und GOTTFRIED BENN. Auch der neulateinische Dichter HERMANN WELLER starb in diesem Jahr – auch wenn weit weniger bekannt, ist er gleichwohl eine erinnerungswürdige Größe: Er galt Zeitgenossen und Nachgeborenen als „schwäbischer Horaz“,¹ als „Horaz des 20. Jahrhunderts“,² als „der größte lebende Lateindichter“³ und gar als „schwäbischer Dichtungsheros“.⁴

2. ...mente vidi Pierium nemus.⁵ Das Leben Hermann Wellers (1878-1956)

1959 hatte JOSEF EBERLE, Herausgeber der Stuttgarter Zeitung und selbst lateinischer Dichter, in seiner Gedichtsammlung *Laudes* dem verstor-

benen Vorbild Hermann Weller ein Gedicht mit dem Untertitel *Celeberrimo poetae Latino Professori Doctori Hermanno Weller* zugeeignet.⁶ Die Benennung als *celeberrimus poeta* traf in der Tat auf Weller zu, hatte er doch von 1916 - 1944 regelmäßig mit seinen *carmina Latina* am sog. *Certamen Hoeffftianum* in Amsterdam teilgenommen und dabei 12 Goldmedaillen errungen.⁷ Gestiftet worden war dieser lateinische Dichtungswettbewerb 1843 von dem niederländischen Juristen und Humanisten JACOB HENDRIK HOEFFFT und lief bis zum Aufbrauchen des Stiftungsgeldes bis zum Jahre 1978 fort.

Die folgende Skizze des Lebenslaufs von Hermann Weller stützt sich im Wesentlichen auf das Buch „*Weite Horizonte*“,⁸ das 2006 in Schwäbisch Gmünd, der Heimatstadt Wellers, erschienen ist. 1878 wurde Weller ebendort geboren. Im Alter von zwölf Jahren starben binnen kurzer Zeit Mutter und Vater – eine traurige Parallele zu Josef

Eberle, der mit sechzehn Jahren Vollwaise war. Weller besuchte zunächst Schulen in Gmünd, dann die Lateinschule in Bad Mergentheim, legte das Abitur am Gymnasium in Ehingen an der Donau ab und studierte zunächst Rechtswissenschaft und Philosophie, dann Klassische Philologie und Indologie in Berlin und Tübingen. Nach der Promotion mit Hauptfach Sanskrit und dem Staatsexamen für die Höhere Schule in den alten Sprachen, dazu in Französisch und Hebräisch, unterrichtete er von 1913 bis 1931 am Gymnasium in Ellwangen. Ein ehemaliger Schüler erinnert sich an eine bezeichnende Episode aus dieser Zeit: Der „manchmal ganz in Gedanken Versunkene“ „gab uns eine kleine Aufgabe. Er stand dann am Fenster mit dem Rücken zur Klasse und schaute hinaus in den Schulgarten. Wir Schüler ... flüsterten uns zu ‚er dichtet wieder‘. Nach einigen Minuten drehte er sich um, ging zum Lehrerpult, machte sich ein paar Notizen – und der Unterricht ging normal weiter.“⁹ Nach seiner Habilitation wurde Weller 1931, im Alter von 53 Jahren, Privatdozent, und 1938 zum außerplanmäßigen Professor für Indische Philologie an die Universität Tübingen berufen. Dort wurde er mit der NS-Ideologie konfrontiert – nicht zuletzt durch die berufliche Abhängigkeit von Lehrstuhlinhaber JAKOB WILHELM HAUER, der als Rassenideologe sein indologisches Institut zum Institut für „Arische Weltanschauung“ umgestaltete, nicht zuletzt, um sich Studenten zu sichern. Im letzten Kriegsjahr wurde das von Hauer geleitete Institut sogar Teil des NS-Auslandsgeheimdienstes. Weller entzog sich der Politisierung des Universitätsbetriebs, indem er sich auf rein sprachliche Themen wie etwa die arische Metrik spezialisierte. Als gläubiger Katholik stand er in kritischer Distanz zum Ariermythos und zur Rassenlehre seines indologischen Kollegen, war aber auf dessen Wohlwollen angewiesen. KONRAD PLIENINGER vermutet, dass Weller sich auch deshalb auf die lateinische Dichtung und den Hoeufft-Wettbewerb geworfen hat, weil ihm dieser poetische Eskapismus einen geschützten Raum bot und „sonst kaum erreichbare Freiheiten“ gewährte.¹⁰

Lateinisch zu dichten war zu dieser Zeit keine apolitische Angelegenheit: Einflussreiche

Nationalsozialisten bezogen in Baden-Württemberg Stellung gegen das Lateinische. Besonders der Ludwigsburger Oberstudiendirektor und NS-Schulungsleiter OTTO HAUG schrieb in einem Aufsatz von 1936, diese Sprache sei ein „Werkzeug der rassenlosen, gegenmenschlichen und jesuitischen schwarzen Internationale“.¹¹ Plieninger dazu: „Als Vorsitzender der *Societas Latina*, einer Gesellschaft zur Förderung des Lateinischen als Weltsprache, mußte sich Weller gegen den Vorwurf wehren, dieser Verein schade der Weltgeltung Deutschlands. Die von den Nazis scharf bekämpfte Internationalisierung des Lateins war auch der tiefere Grund dafür, dass Weller im Jahre 1937 mitgeteilt wird, sein bei einem internationalen Kongreß für Geschichtswissenschaft vorgesehenes Referat über den *Einfluß des neulateinischen Gedichts der Ekloge auf die deutsche Ekloge im 17. Jh.* könne wegen des Einspruchs des wahrscheinlich von Nationalsozialisten beherrschten nationalen deutschen Komitees nicht gehalten werden.“¹² Auf der anderen Seite feierte die deutsche Presse die Erfolge Wellers bei den *certamina Houefftiana*, allerdings ideologisch vereinnahmt als „deutschen Sieg im lateinischen Sprachraum“ über „die historisch zu Hütern lateinischer Sprachkultur berufenen Romanen“.¹³ Weller wandte in seiner Tübinger Zeit das Lateinische breitgefächert an: Er beriet eine Weinfirma bei der Formulierung einer Marke, kam der Bitte nach einer lateinisch formulierten Inschrift für den Kamin eines italienischen Palazzo entgegen, entzifferte rätselhafte lateinische Inschriften auf Häusern, Grabsteinen oder Epitaphen, verfasste eine lateinische Festhymne für die Weihe der Kathedrale von Luxemburg und steuerte lateinische Beiträge für Festschriften seiner Universität bei. Außerdem stand er mit etlichen Geistesgrößen seiner Zeit brieflich in Kontakt: HERMANN HESSE bedankte sich bei Weller für eine freundliche Besprechung seines Romans „Siddharta“, mit JOSEF EBERLE schrieb er seit 1946 regelmäßig Briefe. Von 1943-1955 kommt es zur Zusammenarbeit mit CARL ORFF: Weller beriet den Komponisten u. a. bei den *Carmina Burana* als auch den *Carmina Catulli*. „So zeigen die lateinischen Texte großer Musikwerke Carl Orffs auch da und dort die behutsam korrigierende Hand-

schrift Hermann Wellers und beleuchten über die indische und lateinische Philologie hinaus dessen weitgespannten musikalischen Horizont.¹⁴ Bis zum Sommersemester 1947 hielt Weller Veranstaltungen an der Universität Tübingen, 1950 erschien als Quintessenz seiner indologischen Tätigkeit das Buch „Indische Lebensweisheit und Lebenskunst“. 1956 starb Weller im Alter von 78 Jahren.

3. Die *carmina Latina* Hermann Wellers

3.1 *Agonica*

Hermann Weller hat seine 1946 erschienene Zweitaufgabe seiner Gedichtsammlung mit dem Titel *Carmina Latina* in drei Teile untergliedert: *Agonica*, *Varia* und *Versa*. Die Themen und Inhalte der *Agonica*, der Wettkampfbeiträge zum *certamen Hoeyffianum*, hat UWE DUBIELZIG in chronologischer Reihenfolge beschrieben.¹⁵ Auf dieser so verdienstvollen wie nützlichen Übersicht ruht die folgende, einem raschen Überblick dienen wollende Kürzestzusammenfassung dieser Preisgedichte auf. Die Elegie *Psittacus et Passer* (1918) stellt ein Seitenstück zur horazischen Fabel von der Stadt- und Landmaus dar: Ein in einem goldenem Käfig eingesperrter, aber eingebildeter Wellensittich parliert mit einem ärmlichen Sperling über die Vorzüge seines Luxuslebens, bis am Ende eine Katze das Zimmer betritt, der Sperling entkommen kann und seine einfache, aber freie Lebensweise bestätigt findet. Die Elegie *Somnus hibernus* (1920) ist eine beißende Zeitsatire auf die verheerte Zeit nach dem 1. Weltkrieg: Anlässlich eines Waldspaziergangs träumt sich der Dichter bei der Beobachtung eines in seine Winterhöhle schlüpfenden Dachses in die Wohligkeit des Palastes des Gottes Hypnos hinein, wo er die Dummheit seiner Zeit zu verschlafen wünschte. Das Gedicht endet mit einer optimistischen Vision, als die Freundin ihn aufweckend an die Ankunft des warmen Frühlings erinnert. Die Elegie *Regnum paupertatis* (1921) hebt an mit einer Klage gegen die nach dem 1. Weltkrieg verbreitete soziale Not, die im Kontrast zum Leben reicher Kriegsgewinnler steht. Die Spannung wird am Ende aufgehoben durch eine Begegnung des sich auf Wanderschaft befindlichen Dichters mit einem Franziskanermönch,

der für ein christliches Bekehrungserlebnis sorgt. Die Elegie *Hegesias* (1922) thematisiert den Tag der Ausweisung des kyrenaischen hedonistischen Philosophen HEGESIAS aus Alexandria durch König PTOLEMAIOS, weil der Gelehrte viele junge Männer durch seine Weltanschauung, dass wahre Lust im Leben nicht zu finden ist, zum Selbstmord bewegt hat. Hegesias trifft auf dem Weg zum Hafen und ins Exil einen alten blinden Mann im Kreise einer Kinderschar, der durch sein bescheidenes Glück den Weisen beschämt und ein inneres Umdenken bei dem Kyrenaiker auslöst. In der Elegie *Europa* (1923) wird die phönizische Königstochter Europa von Zeus nach Kreta entführt, geht aber nach einer längeren Abwesenheit des Gottes mit dem in Prunk lebendem Menschenprinzen Asterion eine neue Verbindung ein – es dürfte sich um eine Allegorie auf das in den Augen Wellers materialistisch gewordene Europa der *roaring twenties* handeln. Die Elegie *Daedalus et Elpenor* (1924) handelt davon, dass der sizilianische Jüngling Elpenor nach Erfindung eines neuen Streitwagens für seine Leistung beim greisen Daedalus nach Anerkennung sucht, der aber vor den verheerenden Wirkungen neuer Technik warnt, bevor er stirbt – auch dies eine Allegorie auf zeitgenössische Erscheinungen. Die Elegie *Natale solum* (1925) beschreibt, wie der sizilische Hirt und Dichter Alamon OVID auf Tomi besucht, einmal, um den berühmten Dichter kennenzulernen und zum zweiten, weil Alamon nach verlorenem Sängerwettstreit nicht mehr in seine Heimat zurückkehren will. Ovid lässt ihn seine Heimat besingen; durch das Dichten wird das Heimweh zumindest für kurze Zeit gestillt. Die Elegie *Venus et Mars* (1926) spielt im Jahre 1918, dem fünften Jahr des 1. Weltkriegs: Mars ist zu Venus zurückgekehrt und vom Schlafgott Somnus in tiefen Schlummer versetzt worden – prompt rüsten die Völker ab und es kommt zu den goldenen 20er Jahren – am Ende aber steht die Warnung der Seherin Pythia, dass Mars nicht auf ewig schlafen wird. Die Elegie *Hospes Tarentinus* (1926) spielt im Rom des Jahres 64 n. Chr. Der Grieche Philotimos ist zu Gast bei dem Römer Serenus. Philotimos hatte seinen Nebenbuhler getötet und findet trotz aller von Freund Serenus angebotenen Vergnügungen keine See-

lenruhe, bis er auf die plötzlich einbrechende Nachricht vom Brand in Rom viele Menschen rettet, dabei umkommt und im Selbstopfer die erhoffte Sühne erfährt. Nach Dubielzig ist dies Wellers erster Beitrag zur lateinischen Versnovelle, in der er historisch exakte Darstellung der Situation mit psychologischer Vertiefung verbindet.¹⁶ In der Elegie *Vestalis* (1927) zieht sich die Patrizierin Claudia nach 30 Jahren aus dem Vestadienst zurück und sucht ihre einstige Liebe Caelius auf, der nach einer militärischen Laufbahn als weiser Wohltäter ein zurückgezogenes Leben führt und sie mit einer parabelhaften Erzählung zur Lossagung von irdischer Liebe und zur freiwilligen Rückkehr in den Vestadienst überzeugt. Das hexametrische bukolische Gedicht *Certamen pastorum* (1928) ist ein Boukolismos, ein Wettsingen von sechs Hirten um die schöne Amaryllis. Der junge Alexis besingt als einziger in elegischem Distichon die Heimat als allen gemeinsame Mutter und trägt den Sieg davon (vgl. *Solum natale*). Die Elegie *Lucius* (1928) spielt im Rom der 60er Jahre des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Der philosophisch-ethischen Schriften sehr zugewandte Patrizierjüngling Lucius leidet unter dem herrisch-strengen Verhalten seiner verwitweten Mutter Porcia gegenüber dem Hausgesinde. Nach einem Streit zieht Lucius sich auf das bäuerliche Landgut der Familie zurück; als er im Frühjahr Schafe nach Rom bringt, begegnet er dem predigenden Apostel PAULUS, fühlt seinen nur dunkel gefühlten Drang nach einer besseren Welt bestätigt und bekehrt sich zum Christentum. Das hexametrische Epyllion *Ad astra* (1929) thematisiert die Bekehrung des Abbe ARMAND-JEAN LE BOUTHILLIER DE RANCE (1626-1700), dem Gründer des Trappistenordens, zu einem Leben in heroisch-mönchischer Tugend. In der Elegie *Homines primi* (1930) suchen Adam und Eva, von der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies gepeinigt, jahrelang diesen Ort ihres Glücks. Dort angekommen, weist der Engel des Herrn mit dem Flammenschwert Richtung Himmel. In einer Apostrophe wendet sich der Dichter an das Urmenschenpaar, dessen Streben symbolisch für den Weg der Menschheit steht: Erst im himmlischen Jenseits werde ein Eingehen ins Paradies

wieder möglich sein. Die Elegie *Fabius et Cornelia* (1931) versetzt den Leser in die Zeit der römischen Christenverfolgungen: Die Liebenden Fabius und Cornelia sind heimliche Anhänger des Christentums. Als Fabius verraten und festgenommen wird, fällt Cornelia in Ohnmacht. Fabius bekennt seinen Glauben, bis er in der Arena mit ansehen muss, wie christliche Paare grausam zu Tode kommen. Um Cornelias willen schwört er dem christlichen Glauben ab und eilt zu ihr. Sie erwacht und wähnt, er sei nach seinem Märtyrertod vom Himmel nun zu ihr herabgestiegen, worauf sie stirbt – Fabius stellt sich sofort dem römischen Präfekten, um als Märtyrer zu sterben. In der Elegie *Prometheus* (1934) ist der Titanensohn Prometheus an den Kaukasus geschmiedet und besucht nach seiner Befreiung durch Herkules die Menschen, die ein gewisser Theomisos („der Götterhasser“) gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit aufgewiegelt hat; der Zeustempel brennt, es folgen Krieg und Hungersnöte. Prometheus sieht sein Werk durch den Missbrauch seiner Gabe gescheitert. Lösung bietet das Lied der Parzen: Prometheus hat den Menschen die Technik, nicht aber die Ethik gebracht – erst die göttliche Liebe ermöglicht ein menschenwürdiges Leben. In der heiteren Elegie *Disceptatio amantium* (1935) sitzt das Liebespaar Marcus und Corinna bei einem Maiausflug vor einem ländlichem Gasthaus, als ein Junge Seifenblasen aufsteigen lässt. Marcus empfindet das als Störung, Corinna nicht: Sie deutet die Seifenblase als Muster vollkommener Form wie die aus Meeresschaum entsprungene Venus bzw. als Symbol der Vergänglichkeit des Menschenlebens – Marcus verwahrt sich gegen das düstere Bild, Corinna aber setzt ihm als Ausweg das *carpe diem* entgegen. Der Titel des Epyllions *Videmus ... in aenigmate* (1937) greift ein Motto aus dem Korintherbrief 13,12¹⁷ auf. Der Junge Paul entwendet seinen Eltern ein Goldstück und leistet sich auf dem Jahrmarkt harmlose Vergnügungen, traut sich aber nicht heim und erfriert in der kalten Novemberrnacht vor einer Marienkapelle, wo die Eltern ihn mit einem seligem Lächeln im Gesicht tot auffinden. Die Elegie *Y* (1938) ist eine als heiterer weinseliger Traum verkleidete Allegorie auf die Judenverfolgung durch die Natio-

nalsozialisten: Aus einer Horazausgabe entlaufene Heerscharen schwarzer Buchstaben verfolgen unter ihrem Anführer A das fremdländische Y, bis der Träumer aus seinem Traum erwacht und dem grausen Spuk ein Ende machen kann. In der Elegie *Ara Pacis* (1938) lassen Wolkengebilde am baden-württembergischen Limes den Dichter an die 1937/38 restituierte *Ara pacis* in Rom denken und wecken in ihm den Wunsch, moderne Staatsmänner mögen sich den Friedenskaiser AUGUSTUS zum Vorbild nehmen. Als das Wolkengebilde verschwindet, bedenkt das lyrische Ich die Brüchigkeit irdischen Friedens und entsinnt sich der Legende, Augustus habe in der Nacht von Jesu Geburt den Stern von Bethlehem gesehen und angesichts des Anbruchs des Ewigen Reiches die Vergänglichkeit seiner Macht empfunden. Die aufkeimende Frage, warum die Menschwerdung Gottes nicht den ewigen Frieden gebracht habe, lassen die einsetzenden Abendglocken verstummen: Der wahre Altar des Friedens liegt über den Sternen, im himmlischen Jerusalem. In der Elegie *Iuventus renovata* (1940) erzählt die Großmutter dem Dichter als Knaben das indische Märchen vom Jungbrunnen; als der Junge die beschriebene ewige Jugend der Großmutter wünscht, entgegnet diese, die Menschen hätten schnell den Fluch der Zerstörung der natürlichen Ordnung beklagt – nicht dauernde Jugend sei die Erfüllung des Lebens, sondern die Auferweckung der Toten und das ewige Leben. Alter und Tod seien Liebesgaben Gottes. Im Hexametergedicht *Templum divini spiritus* (1941) errichtet ein fiktiver Dombaumeister namens Johannes einem ehrsüchtigen König einen romanischen Dom. Bei der Einweihung verrät er arglos dem König von seinen Plänen eines weiteren Dombaus. Der König lässt Johannes mit zähem Pech blenden, damit der nicht etwa durch einen neuen Bau den Dom des Königs in den Schatten stellen kann. Johannes aber hat sein Wissen an den Gehilfen Renatus weitergegeben, der den gotischen Dom der Zukunft, die Heilig-Geist-Kathedrale, bauen wird. In der Elegie *Dismas* (1942) wird die Heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten von einer Räuberbande überfallen, deren Hauptmann Dismas, durch einen Blick aus göttlichem Auge getroffen, Schonung walten lässt. Dismas war als

Kind in römische Sklaverei verkauft worden und aus verletztem Ehrgefühl zum Räuber geworden. Drei Jahrzehnte später wird Dismas mit seinem Kumpan Gesmas am Passahfest in Jerusalem wegen Diebstahls an Pilgern festgenommen und zusammen mit Jesus gekreuzigt. Ein zweites Mal wird Dismas vom göttlichen Blick getroffen, erkennt seine Schuld, bittet um Vergebung und wird erlöst: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ (LUKAS 23, 39-43). In der Elegie *Peregrina* (1943) wird eine Grafentochter von ihrem Bräutigam betrogen und beschließt daraufhin, unter dem Namen Peregrina (die Fremde/ Pilgerin) auf einer Atlantikinsel als Nonne und Krankenschwester in einem Sanatorium Glaube, Hoffnung, Liebe an Kranke und Sterbende weiterzugeben – ein Jahr später stirbt sie an Erschöpfung, aber in Frieden und Einklang mit sich und der Welt. In der hexametrischen Versnovelle *Campana sollemnis* (1944) wird der Dichter mit anderen Bürgern Ellwangs in das Rathaus gerufen, um dem Testament eines Mannes beizuwohnen, der nach Amerika ausgewandert war und nach seiner Rückkehr nun verfügt, dass die Glocke *Sollemnis* ihm das letzte Geleit geben solle, um die Güte Gottes zu bezeugen: Deren Läuten nämlich hatte ihn einst gehindert, zum Mörder an seinem Nebenbuhler zu werden, als er diesen im Wald als einsamer Jäger, zu dem er nach dem Treubruch geworden war, zu erschießen trachtete.

Viele der Preisgedichte legen Zeugnis des christlich-humanistisch geprägten Weltbildes Wellers¹⁸ auf: Sie stellen *exempla virtutis* in christlichem Sinne vor Augen, egal ob es sich dabei um heidnische oder christliche Protagonisten handelt. Es treten Entsagende auf wie die auf irdisches Glück verzichtenden Frauenfiguren der Vestalin und der Peregrina bzw. der zu mönchischem Leben bekehrte Adlige Armand-Jean Le Bouthillier de Rance, dazu Märtyrer wie der sich römischer Gerichtsbarkeit unterstellende Christ Fabius, überdies Bekehrte wie Hegesias, der durch die naive Lebenszugewandtheit des blinden Greises angerührt wird oder Lucius, der sich dem Apostel Paulus anschließt, und schließlich reuige Sünder wie Philotimus oder Dismas, die spät, aber rechtzeitig auf den Pfad der Tugend zurück-

gefunden haben. Tendenziell in den früheren Gedichten der 1920er Jahre finden sich viele am herrschenden Zeitgeist zweifelnde Figuren, die als Exponenten der Gedanken ihres Schöpfers gelten können: Lucius, der anstelle altrömischer *severitas* und Unbarmherzigkeit Milde und Nächstenliebe ins Recht gesetzt wissen will, Daedalus, der vor folgenblinder Techno- und Neophilie warnt, Prometheus, der die destruktive Kehrseite des als Zivilisationsgabe gedachten Feuers kennenlernt, das Dichter-Ich selbst, das im *Somnus hibernus* die kollektive Dummheit und Amoral vieler Zeitgenossen und im *Regnum paupertatis* die grassierende soziale Ungerechtigkeit beklagt.

Alle Figuren scheint das Gefühl zu einen, dass ihnen in diesem Leben keine Gerechtigkeit widerfahren, kein dauerhaftes und wahres irdisches Glück zuteil werden kann – gleich ob fiktive oder historisch bezeugte antike Person oder mythologische Figur. Als kurz aufflackernde innerweltliche Glücksaugenblicke in diesem Weltbild vorgesehen sind heroische Taten der Entsagung (durch gewissensentlastende Sühnehandlungen, Märtyrertod, asketisch-altruistisches Opfer des eigenen Lebens), geistige Umkehrakte und immerhin Momente von Weltbehaustheit bei der Versenkung in die Schönheit der Natur. Wenn man wie der Verfasser unterstellt, dass Weller mit der Wahl der Themen seiner Wettbewerbstexte nicht auf den Zeitgeist spekuliert hat, wird man bei der Lektüre der *Agonica* Zeuge des geistigen Ringens des christlichen Humanisten, Gelehrten und Intellektuellen Wellers mit den Entwicklungen seiner Zeit, die von der durch politische und soziale Extreme zerrissenen Weimarer Republik bis zur nationalsozialistischen Pervertierung jeglicher zivilisierten Werte reicht. Weller ist kein politischer Aktivist oder scharf analysierender Soziologe, sondern poetischer Erzähler und Weltenschöpfer, der zeitgenössische Problemlagen und seine eigenen Reflexionen an seine fiktiven oder historischen Figuren aus allen Epochen delegiert. Durch dieses Überblendungsverfahren werden die konkreten narrativen Konstellationen enthistorisiert und in den Rang genereller Wertekonflikte erhoben. Gleichwohl ist Weller am ehesten als ein Dichter der inneren Emigra-

tion zu bezeichnen: Seine auf Latein verfassten Werke sind ihm eskapistische Meditations- und Trostmomente in düsterer Zeit; keine von ihm geschaffene Figur hat etwas Revolutionäres an sich; keine ruft zu gesellschaftlicher Veränderung auf, sondern reagiert durch die Transformation ihrer inneren Haltung. Ob das zu Recht von Uwe Dubielzig als „neue Königin der Elegien“ apostrophierte Gedicht „Y“ mit seiner präzisen Beschreibung der nationalsozialistischen Judenverfolgung als Akt intellektuellen Widerstands gewertet werden kann, bleibe dahingestellt: Weller hatte den Mut, den Text 1938 beim *certamen Houefftianum* einzureichen und versenden zu lassen; in der im selben Jahr erfolgten Erstausgabe seiner *Carmina Latina* wird das Gedicht allerdings erst für eine spätere Veröffentlichung angekündigt; im Jahre 1946 – nach Beendigung des nationalsozialistischen Wahnsinns – findet es sich in der Zweitausgabe der *Carmina Latina*.

Man kann nur spekulieren, ob der Text, wenn er 1938 abgedruckt worden wäre, für Aufsehen gesorgt hätte. Weller hatte für alle Fälle verschleiernde Vorsichtsmaßnahmen eingezogen, indem er das Erzählte – die Verfolgung des Buchstabens Y durch die anderen schwarzen Buchstabengesellen unter Führung des *ductor A* – als weinseligen Traum darstellt: Die Amsterdamer Preisrichter haben den Text jedenfalls so aufgefasst – ob aus Unverständnis oder zum Schutz des Autors, weiß man nicht.¹⁹ Man lese zur Interpretation und Würdigung dieser Elegie Uwe Dubielzigs schönen Beitrag.²⁰

Alle Gedichte Wellers zeugen von umfassender Belesenheit, stupender klassischer Gelehrsamkeit ihres Autors und höchster formaler Meisterschaft. Elegant umschreibt er moderne Phänomene, ohne dabei der an römischen Musterschreibern geschulten Sprache Gewalt anzutun. Seine hohe poetische Meisterschaft zeigt sich besonders in der Zeichnung von Naturbildern, Gemütsstimmungen und Charakteren und nicht zuletzt in einer erstaunlichen Lebensechtheit der (lateinischen!) Dialogpassagen – und vor allem: Sein Zugriff auf die Themen und sein Latein haben nichts künstlich Epigonenhaftes an sich, sondern vermitteln den Eindruck, als hätten sich die großen römischen Dichter der Antike in der

Person Wellers reinkorporiert, um aus seinem Munde zu künden: Die Geschmeidigkeit der Dichtersprache aus der goldenen Latinität verschmilzt mit Wellers poetischer Phantasie zu einer natürlichen Einheit. Man mache die Probe aufs Exempel und lese zum Vergleich die wesentlich angestrenzter wirkenden, weniger fluiden und teilweise arg artifiziell daherkommenden lateinischen Gedichte seines Zeitgenossen GIOVANNI PASCOLI (1855-1912).²¹

3.2 *Varia*

Die *Varia* sind Gelegenheitsgedichte für verschiedene Anlässe: Geburtstagsgedichte für Honoratioren, etwa zum 70. Ehrentag von Dr. GEORG LURZ, der bis 1934 Leiter des Münchner Wilhelmsgymnasiums und mit Weller zusammen Mitarbeiter des *Societas Latina* war und als überzeugter Katholik der offiziellen nationalsozialistischen Sprachregelung nach wegen „nachgewiesener Dienstunfähigkeit“²² amtsenthoben worden war; versifizierte Dankesschreiben, etwa an den Augenarzt der Tübinger Universitätsklinik Prof. Dr. WOLFGANG STOCK (1874-1956), der bei Weller eine erfolgreiche Staroperation durchgeführt hatte, dazu Gedichte zu den verschiedensten Sujets, seien es Denkmäler (*Monumenta pestis, Ad Divam Virginem*), Naturgegebenheiten (*Ad fontem caeruleum, Merula*), autobiographische Episoden wie die Entfernung eines Nierensteins (*Lapillus*), philosophische Betrachtungen (*Requies*) u.v.m.

3.3 *Versa*

Dabei handelt es sich um Gedichte, die Weller aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt hatte. Die Abteilung beginnt mit der lateinischen Fassung des distichischen Gedichtzyklus „Tübinger Bilder“, die HUGO MEYER verfasst hatte, der von 1874-1902 Professor für Straf- und Strafprozessrecht in Tübingen war. Es folgen Übertragungen von Gedichten des Lübecker Spätromantikers EMANUEL GEIBEL (1815-1884), des Tübinger Heimatdichters MATTHIAS KOCH (1860-1936), des Wiener Lyrikers JOSEF WEINHEBER (1892-1945) und des Lyrikers FERDINAND FREILIGRATH (1810-1876), eine Latinisierung des Volksliedes „Gold und Silber lieb ich sehr“ (*Aurum et Argentum*)

und zum Abschluss ein *carmen gratulatorium* zum siebzigsten Geburtstag von Wellers Tübinger Verleger RUDOLPH LAUPP.²³

4. Die *Maii Miracula* als Beispiel für Wellers Kunst der magischen Verzauberung

Dieser Text sei ausgewählt, weil sich an ihm Typisches für Wellers lateinisches Dichten und Denken aufzeigen lässt. Das in elegischen Distichen abgefasste Gedicht eröffnet die Abteilung der *Varia*, ist mit 210 Versen der mit Abstand längste Text innerhalb dieser Rubrik und bildet damit eine Art Gelenkstelle zu den vorherigen Preisgedichten, die jeweils rund 250 Verse umfassen. Kurz zum Inhalt: Trotz des Wonnemonats Mai herrscht im Gemüt des Poeten Felix Novembertristesse. Missmut über die allgemeine Teuerung, Geldnot, Versetzung durch das Mädchen Tildis und mangelnde Inspiration beim Dichten führen zu generellem Weltschmerz, der Felix von der Lektüre HOMERS, VERGILS und der griechischen Philosophen aus dem Studierzimmer wegtreibt in einen einsamen Wald. Dort lässt er sich bäuchlings auf dem Boden nieder und beginnt, ergriffen vom *taedium vitae* und bleistiftbewehrt, einen Traktat wider die mannigfache Unbill des Lebens – sollen doch andere das Leben glücklich nennen: *Non ego luminibus captus iniqua canam*.²⁴ Dabei lässt er sich in seinem Schreibfurore nicht ablenken weder von einem Kitzeln an seinen Fußsohlen noch einer Berührung an den Beinen kurz darauf. Das Weib sei an aller Verderbnis schuld, so schreibt er weiter: *Esse malum patiar, sed inevitabile damnum | Est genus – experto credite – femineum*.²⁵ Als er eine Berührung am Rücken verspürt, ignoriert der Denker diese – denn die Musen ziehen ihn himmelwärts zum Helikon: *Sed iam raptus erat vates Heliconis in umbras | Totus et his coeptum versibus auxit opus*.²⁶ Jetzt schilt Felix den Monat Mai wegen seines trügerischen Charakters – durch die Eisheiligen verscheuche er sich ja selbst und sei mithin so wetterwendisch wie die Liebe selbst: *Ipse fugat sese glacialia numina mittens, | ne quid adhuc vigeat luxurietque nimis. | Dicitur hic apte mensis patronus Amoris: | Scilicet immeritos sic quoque fallit amor*.²⁷ Als der von seinen Einsichten ergriffene Denker eine Ohrfeige an der feisten Wange (*obesae ... genae*)

spürt, muss er aus den Höhen seiner Gedanken hinab in die schnöde Wirklichkeit: Ein Hase ist über ihn gehoppelt und hat ihn mit seinen Hinterläufen getroffen. Diese Begegnung mit Meister Lampe ist der Wendepunkt: Felix bricht in schallendes Gelächter aus und sagt dem Hasen Dank. Dies Tierchen, nicht die Weisen Indiens oder Griechenlands Philosophen vermochten seinen kranken Geist zu heilen: *„Gratia sit lepori“ dixit: „quibus India doctis | Floruit et quotquot Graecia clara tulit, | non potuere meos illi sanare furores; | Tu mihi, parve lepus, tu medicamen eras.“*²⁸ Heiter und gelöst stimmt Felix ein Hohelied auf den Mai und den Tann als Bewahrer von Glücksmomenten des goldenen Zeitalters an und beginnt ein Picknick auf einem bemoosten Stein unter schattigem Blätterdach. Und nun vollzieht sich eine Metamorphose – das vormals düstere Baumdickicht (*Arboribus nigris horrida silva iacet*²⁹) wird unversehens zum Waldpalast, der Stein zum Thron, Felix zum König mit einer Krone aus Sonnenstrahlen, der Waldboden zum duftenden Blumen- und Kräuterteppich, der Tautropfen zum regenbogenfarbenen funkelnden Edelstein, die Buchen zu silbernen Säulenreihen, auf denen das sonnenbeschienene Blätterdach des Waldes wie eine golddurchwirkte Kassettendecke aufruhrt – und das Vogelgezwitscher wird zur festlichen Symphonie: *Ne sua regali desit symphonia festo, | multiplici volucrum carmine silva sonat.*³⁰ Und in einer launigen Apostrophe an den Dichter Felix wird seine besondere Fähigkeit zur Imagination und Auserwähltheit durch die Musen gegen die weit beschränktere Vorstellungskraft der normal Sterblichen hervorgehoben: *Quo feror ah! mera turba sumus: tu, candide Felix, | Aonius quam nos plura poeta vides.*³¹ Denn Felix ist in der Lage, den Triumphzug des personifizierten Wonnemonats zu sehen, der im Folgenden beschrieben wird: Der Mai steht auf einem Wagen, der von schneeweißen Hirschen gezogen wird, und trägt eine grüne Toga, auf dem Haupt ein Blumengebinde, neben ihm die Vegetationsgöttin Chloris. Scherzende Satyrn, Nymphen und Erogen bilden das Prozessionsgefolge, ganz am Ende des Zuges die Tiere des Waldes, auch der kleine Hoppelhase. In einer erneuten Apostrophe wird Felix aufgefordert, sich in den fröhlichen Reigen einzugliedern

und von Herzen aufzujuchzen – im Bewusstsein, dass die Götter ihn, Felix, das Glückskind, lieben: *Nunc age festivo socium te iunge triumpho
Nunc tibi bacchanti desipuisse licet.*

Laetius exsulta, toto cape gaudia corde:

*Numina te Maii, te deus omnis amat.*³²

Dieses kleine Kunstwerk verdient es, nicht anders als allerliebste, entzückend, zauberhaft genannt zu werden. Zauberhaft ist das Gedicht, weil es in romantisch-märchenhafter Weise die Wirklichkeit verklärt, etwa wenn der Wald eine Metamorphose zum sonnenfunkelnden Palast erfährt oder der Frühling als bunte Allegorie in Form eines Triumphzuges vor das geistige Auge des Lesers gestellt wird.

Witzig ist es, insofern die Hauptfigur Felix in liebevoller Ironie gezeichnet wird: Ein Dichter und Denker, der sich über kleine Alltagskränkungen in umfassende Melancholie und generellen Weltekel hineinzusteigern vermag, um in einem quasiheroischen Akt der Welt zu entsagen (wenn auch nur der Welt des Studierzimmers) und sich wie ein nietzscheanischer Hyperboräer gebärdend in die Waldeseinsamkeit zurückzuziehen. In seinen pessimistischen Ansichten über das menschliche Dasein wähnt er sich in der Rolle des *primus inventor*, wie Weller in subtiler Ironie formuliert: *Dixit et invisum Felix conclave reliquit, | Solus inaccessas ingrediturque vias.*³³ Einmal von seiner Geliebten Tildis versetzt, verfasst er sogleich Verse wider das weibliche Geschlecht als Ursprung alles Bösen. Als er sich gerade in den weltabgewandten Furor des *vates* hineingeschwungen hat und von den Musen auf den Helikon versetzt fühlt, zerzt ihn ein kleiner Hase in die Wirklichkeit zurück: Felix liegt bäuchlings im Moos und sieht, wie der Hase ihn in sicherer Entfernung erschrocken anblickt. Der komische Kontrast zwischen dem erhabenem Pathos der Vergeistigung und der auf dem Fuß folgenden praktischen Erdung erinnert an die Anekdote zwischen dem in einen Brunnenschacht fallenden Sternengucker THALES und der darob feixenden thrakischen Magd.³⁴

Es kommt bei Felix zu einer schlagartigen Metanoesis – die Begegnung mit dem Naturwesen versöhnt ihn mit der Welt und dem Wonnemonat Mai, und, so übertrieben sein Weltschmerz angesichts dessen banaler Auslöser war, so überzogen

ist jetzt sein Empfinden der äußeren Wirklichkeit: Der Wald wird ihm zum Königspalast, der Mai paradiert in pomphafter Prozession an ihm vorbei – nicht ohne ironische Kommentierung des Erzählers über diese nur Poeten zugängliche Fähigkeit zu imaginativer Hyperbole: *Tu potes hunc oculis Maii spectare triumphum | Quidquid et arcani silva vetusta tenet.*³⁵ Gleichwohl wird die Figur des Felix nicht denunziert, sondern in ihrer liebenswürdigen Schwäche gezeigt: als Typus der empfindsamen, ja feinnervigen *animula vagula blandula* des Dichters, auf den sowohl die leisen Beeinträchtigungen des Wohlbefindens größten Eindruck machen wie umgekehrt die kleinsten Freuden zu höchsten Glücksgefühlen führen können; Grund dafür ist die große Sensibilität, Phantasie und Imaginationsfähigkeit des Künstlers. Es besteht kein Zweifel, dass Hermann Weller in Felix sein *Alter Ego* sah, zumal auch die fiktive Figur sowohl der lateinischen Literatur, der griechischen Philosophie und der indischen Weisheitslehre frönt – wie der studierte Klassische Philologe und Indologe Weller selbst. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1933, dem Jahr der Machtergreifung der Nationalsozialisten, also aus dunkler Zeit, in der neben den im Alltag spürbaren Folgen der Weltwirtschaftskrise und Depression das Dritte Reich seine ersten Schritte zur umfassenden Dezivilisierung Deutschlands unternommen hatte. Man denke an den Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28.02.1933, die Einrichtung des Konzentrationslagers Dachau am 21. März, den Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April, das Verbot der Gewerkschaften am 2. Mai und die Bücherverbrennungen am 10. Mai. Es ist immerhin denkbar, dass Weller in die Figur des Felix geschlüpft ist, um mit ihm seinen Schmerz über die Zeitläufte in der besseren und freieren Welt der Dichtung und des Geistes zu überwinden – ein Eskapismus in die Innerlichkeit, der allerdings einzigartige neulateinische Literatur hervorgebracht hat, die es wiederzuentdecken gilt.

Anmerkungen:

- 1) Gerd Brinkhus, Rems-Zeitung vom 9.02.1998.
- 2) H. A. Thies, Stuttgarter Neues Tagblatt, 12.02.1931.
- 3) Ernst Kaiser, Schwäbische Post vom 4.02.1953.
- 4) So Ernst Kaiser im Schwarzwälder Boten vom 4.02.1931.
- 5) H. Weller, *Somnia*, V. 9.
- 6) Seit 1946 standen Josef Eberle und Hermann Weller in regelmäßigem brieflichen Kontakt.
- 7) Übertroffen haben ihn mit 13 Goldmedaillen einzig der Schweizer Petrus Esseiva (1823-1899) und der italienische Dichter Giovanni Pascoli (1855-1912).
- 8) Brückner, Dubielzig, Plieninger: *Weite Horizonte*. Hermann Weller. *Klassischer Indologe. Lateinischer Dichter. Christlicher Humanist*, Schwäbisch Gmünd 2006.
- 9) Vgl. op. cit. S. 22.
- 10) Vgl. op. cit. S. 29.
- 11) Vgl. op. cit. S. 29.
- 12) Vgl. op. cit. S. 30. Zur emanzipatorischen Kraft des Lateinischen vgl. Michael Lobe, *Platon im Kuhstall oder: Ein Affe als Aufklärer. Versuch über Michael von Albrechts „Memoiren eines Affen“*, *Forum Classicum* 1/2016.
- 13) So Dr. Hans Arthur Thies in der Beilage zum *Hannoverschen Kurier* vom 22. August 1935.
- 14) Vgl. op. cit. S. 47.
- 15) Brückner, Dubielzig, Plieninger, S. 60-81.
- 16) op. cit. S. 68.
- 17) Korinther 13,11-13: ... 11 Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. 12 Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. 13 Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.
- 18) Vgl. insbesondere Brückner, Dubielzig, Plieninger, S. 21-25.
- 19) Vgl. Brückner, Dubielzig, Plieninger, S. 91f.
- 20) U. Dubielzig: *Die neue Königin der Elegien*. Hermann Wellers Gedicht ‚Y‘. <http://www.phil-humren.uni-muenchen.de/GermLat/Acta/Dubielzig.htm>
- 21) Vgl. z. B. Pascolis *Reditus Augusti* oder *Ultima linea*.
- 22) Vgl. R. Selbmann: *430 Jahre Wilhelmsgymnasium. Ein Stück bayrischer Kulturgeschichte*, München 1989, S. 35.

- 23) Otto Weinreich in seiner Rezension zu Wellers *carmina Latina* in der Stuttgarter Zeitung vom 5.11.1955: „Die erste Auflage seiner ‚carmina Latina‘ brachte ihr Verleger Rudolf Laupp (1938) in einem Band von erlesener Schönheit heraus, wie wenn er, der selbst ein guter Kenner der Neulateiner und ein überzeugter Humanist war, mit diesen unzeitgemäßen Gedichten gegen die Flut der braunen Tagesliteratur opponieren wollte.“
- 24) V. 74.
 25) V. 97f.
 26) V. 101f.
 27) V. 107ff.

- 28) V. 137ff.
 29) V. 42.
 30) V. 185f.
 31) V. 189f.
 32) V. 205ff.
 33) V. 39f.
 34) Vgl. Platon, Theaet. 174a–b. Vgl. Christina Schües: Das Lachen der thrakischen Magd. Über die ‚Weltfremdheit‘ der Philosophie, in: Bochumer Philosophisches Jahrbuch für Antike und Mittelalter 13 (2008), S. 15-31.
 35) V. 191f.

MICHAEL LOBE

Zeit optimal nutzen – Zeit sparen Probleme des Anfangs – nur des Anfangs?

Bei QUINTILIAN, *inst.or.* 1,1,34f lese ich die Mahnung, Kinder sollten, wenn sie das Schreiben erlernten, nicht an einfachen und beliebigen Wörtern üben, sondern an schwierigeren, so dass sie zugleich – zeitsparend – nebenbei die Bedeutung erlernten. Auch die zum Abschreiben vorgelegten Mustersätze sollten keine müßigen Gedanken enthalten, sondern solche, die zu etwas Gutem mahnen. Diese prägten sich dem noch ungeformten Geist ein und würden das ganze Leben beeinflussen.

illud non paenitebit curasse, cum scribere nomina puer, quemadmodum moris est, coeperit, ne hanc operam in vocabulis vulgaribus et forte occurrentibus perdat. (35) protinus enim potest interpretationem linguae secretioris, quae Graeci γλώσσα vocant, dum aliud agitur, ediscere et inter prima elementa consequi rem postea proprium tempus desideraturam. et quoniam circa res adhuc tenues moramur, ii quoque versus, qui ad imitationem scribendi proponentur, non otiosas velim sententias habeant, sed honestum aliquid monentis. (36) prosequitur haec memoria in senectutem et inpressa animo rudi usque ad mores proficiet.

Könnten wir Lateinlehrer des 21. Jahrhunderts daraus etwas lernen für die Art und Weise, wie wir unsere Schüler in die lateinische Sprache und Kultur einführen? Sind die Lektionstexte unserer

Lateinlehrwerke so beschaffen, dass sie von der ersten Lektion an zu Nachdenken / Staunen / Auseinandersetzung / Diskussion anregen?

Denken wir als Lehrbuchmacher oder als ‚einfache‘ Lehrende daran, dass wir die Schüler in langer – und häufig für alle mühsamer – Arbeit darauf vorbereiten müssen, später erfolgreich einen Lateinleistungskurs besuchen zu können, oder halten wir uns stets vor Augen, dass die meisten Schüler Latein vorher abwählen? Was aber wäre dann das Ziel unseres Tuns? Und was ist voraussichtlich das, was in den Köpfen der Schüler hängen bleibt, die Latein lange vor dem Abitur abgeben? Gibt es da einige wenige Kernziele,¹ die vermutlich erreichbar sind, oder zielen wir gar auf eine Ausweitung des im Lateinunterricht zu vermittelnden Stoffes (z. B. durch immer umfangreichere deutsche Texte im Lehrbuch) ab?

Was ist generell das, was Schülern in der Schule und danach und vielleicht dauerhaft von Nutzen / von Wert sein könnte? Und was könnte der Beitrag des Lateinunterrichts dazu sein?

Versuchen wir es doch mal mit einem ganz einfachen neuen Denkansatz: Wir gehen von der erfreulichen Tatsache aus, dass es das Fach Latein – trotz aller möglichen Angriffe – im Gymnasium und auch in den gymnasialen Zweigen der Gesamtschulen noch immer gibt, und stellen

uns die Frage: Was ist zu tun, damit die Schüler, die uns von den Eltern anvertraut werden, selbst den Eindruck gewinnen, ‚dass es sich lohnt‘, am Lateinunterricht teilzunehmen, weil sie dort etwas erfahren, was sie anspricht, sie interessiert, sie zum Nachdenken bringt, dass sie etwas lernen, was ihnen auch z. B. in anderen Schulfächern hilfreich ist? Das könnte sich z. B. schon dann zeigen, wenn sie den ersten fremdsprachlichen Äußerungen ihrer Altersgenossen, die Französisch oder eine andere ‚lebende‘ Fremdsprache gewählt haben, etwas entgegensetzen haben. Wenn das gelänge, wäre es ein Erfolgserlebnis für sie. Sie würden zu Hause davon erzählen, und ihre Eltern würden sich bestätigt sehen – selbst wenn sie sich wahrscheinlich wundern würden, dass der Lateinunterricht ganz anders aussieht als zu ihrer Schulzeit.

Es sei zunächst an ein paar einfache Tatsachen (‚Binsenwahrheiten‘ oder ‚Vorentscheidungen‘?) erinnert:

1. Das Ziel der Schule oder eines Faches kann nicht sein, ‚Spaß zu machen‘. Vielmehr besteht die Aufgabe darin, den Heranwachsenden zu möglichst nachhaltigen Erfolgserlebnissen zu verhelfen. (Dass die Schule auch ‚Kulturagent‘ ist, kann hier außen vor bleiben.)
Ohne Erfolgserlebnisse wird sich keine Fußballmannschaft zusammenhalten lassen. Auch ein zu noch so edlen Zielen gegründeter Verein wird nach einiger Zeit zerfallen, wenn seine Mitglieder nicht feststellen können, dass ihr Einsatz – zumindest immer wieder einmal – etwas bewirkt hat, dass er sich ‚gelohnt‘ hat. Erfolgserlebnisse heben das Selbstwertgefühl. Das Gefühl, etwas geleistet zu haben oder etwas zu können, führt dann vielleicht auch zu dem Ausspruch ‚Es hat Spaß gemacht‘.
2. Was in der Schule verlangt wird, fällt den Schülern unterschiedlich leicht oder schwer. Darauf könnte man reagieren, wo immer das möglich ist, z. B. durch individuell abgewogene Hilfen, durch Aufgaben mit Niveaustufen, durch Unterstützung der schwächeren Schüler durch die leistungsfähigeren usw.
3. Was schwer ist, fällt in der Regel nach häufiger Wiederholung leichter. *Repetitio est mater stu-*

diorum: Regelmäßiges Üben – durch wörtliche und durch variierte Wiederholungen – führt zur Festigung des Gelernten.

4. Eine zu simple Aufgabe ist wenig geeignet, Begeisterung zu wecken, eher wohl Langeweile. Wenn ein Lateinlehrwerk mit zu einfachen Anforderungen beginnt (‚*Latein ad usum Delphini*‘?), könnte das zu der verfehlten Vorstellung führen, Latein sei leicht, man könne es ‚mit Links‘ erledigen – oder zu der späteren Ansicht, durch den leichten Einstieg sei man getäuscht worden (‚Lektüreschock‘ am Ende der Lehrbuchphase?).
5. Komplexe Aufgaben, die zunächst schwer oder unlösbar erscheinen, können durch Zerlegung in immer kleinere Teilaufgaben schließlich leicht werden. Auf jeden Fall lassen sie sich bei – der Sache und der Person – angemessenen Hilfen bewältigen. Eine Unterrichtseinheit könnte also sehr wohl mit einem Problem beginnen, wobei die zur Lösung notwendigen Schritte anschließend erarbeitet werden.
6. Hilfen sollten für ihre Empfänger hilfreich und annehmbar sein. Dass sie sofort genau durchschaut werden, ist keineswegs Vorbedingung: Manches klärt sich bei häufiger Anwendung wie von selbst. Wohl aber müssen die Schüler den Eindruck haben, dass man sie ernst nimmt, dass man ihnen ‚auf Augenhöhe‘ begegnet. (Das hat nichts mit Verzärtelung zu tun; auch in der Schule gilt: *suaviter in modo, fortiter in re.*)
7. Daran, dass mehrsprachig aufwachsende Kinder bekanntlich mühelos die Sprache wechseln, sie manchmal auch vermischen, sieht man, dass sie offenbar zunächst nicht die Formen, sondern die Inhalte speichern.

Wir dürfen als sicher annehmen, dass auch in der Anfangsphase des Lateinunterrichts die meisten Schüler – vor allem die jüngeren – stärker an Inhalten interessiert sind als an Formen oder Strukturen.

Man stelle sich vor: Schüler geben nach der ersten Französischstunde mit den frisch erworbenen Kenntnissen an: *Bon jour. Je m'appelle Jean. Et toi, comment t'appelles-tu?* ... Und was habt ihr in Latein gelernt?

Die Antworten werden sicher vom Alter der Schüler abhängen. Überzeugende Antworten könnten z. B. sein:

- Wir haben den Anfang einer interessanten Geschichte von einem schlaun Fuchs/vom altersschwachen Löwen übersetzt.
- Oder: Wir haben den Anfang einer griechischen Sage übersetzt.
- Oder: Wir haben ein Gedicht gelesen (z.B. Martial I 32): *non amo te, Sabidi, nec possum dicere quare: hoc tantum possum dicere: non amo te.*
- Oder: Wir haben interessante Sprichwörter kennen gelernt. ...

Wenn die ‚Lateiner‘ auf Inhalte hinweisen können, die von einer fremden Welt erzählen oder Themen behandeln, die sie selbst angehen, können sie mit ihren ‚französischen‘ Klassenkameraden ‚gleichziehen‘. Mit banalen Sätzen (wie z. B. *Claudia discipula est. Paulus est magister. Magister dictat et dictat.* Oder zu Zeiten von *Ludus Latinus*, 1939: *Flamma flagrat. Schola vocat. Medicina sanat. Flammae flagrant.*) können sie das sicher nicht. Auch mit der Antwort, sie hätten gelernt, was ein Prädikat ist und was ein Subjekt, wird ihnen das kaum gelingen.

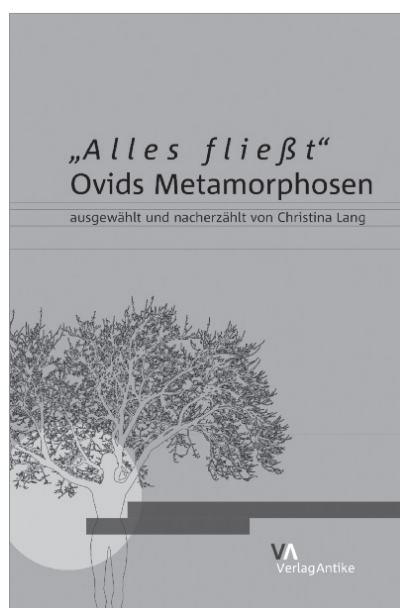
Bei den neuen Fremdsprachen zielt der Unterricht – vor allem in der Anfangsphase – hauptsächlich auf Kommunikationsfähigkeit ab. Dem kann der Lateinunterricht die Ausrichtung auf

Übersetzung von werthaltigen Texten und die Auseinandersetzung damit entgegenstellen.

Im Anfangsunterricht bieten sich kleine Formen wie Fabeln oder Sagen oder Redensarten an. Sie gelten freilich allgemein wegen der Fülle der in ihnen steckenden Informationen als zu schwierig.² Aber wer hindert uns, den Schülern die nötigen Hilfen und Hilfsmittel zu geben? Wichtig ist hier doch vor allem Zweierlei:

1. Das Interesse der Schüler wird durch für sie interessante Inhalte geweckt bzw. aufrechterhalten.
2. Durch das Suchen nach einer angemessenen Übersetzung verbessern und erweitern die Schüler ihre Kenntnis der deutschen Sprache. Beim Übersetzen lernen sie etwas, was auch sonst in der Schule und im späteren Leben gebraucht wird, was aber die ‚Franzosen‘ so nicht lernen.

Möglicherweise werden sich nach einer längeren Zeit inhaltsgeleiteter Textauswahl einige Schüler finden, die sich stärker für das Sprachsystem, die Formen und Strukturen interessieren als für den Inhalt der Texte. Das werden vermutlich solche sein, die besonders an Mathematik Gefallen haben, oder solche, deren Eltern früher einmal Lateinunterricht besucht haben und im Latein vor allem ein ‚klares logisches System‘ sehen, das zu vermitteln sei.³ Der Austausch darüber könnte den Unterricht beflügeln.



„Gut einsetzbar, um jüngeren Schülern Lust auf Ovid zu machen, im Deutschunterricht, wo immer Ovids Geschichten benötigt werden, für Referate etc.“

Renate Oswald, IANUS. Informationen zum Altsprachlichen Unterricht 35

„Alles fließt“
Ovids Metamorphosen
ausgewählt und nacherzählt
von Christina Lang
€ 18,90 [D], 131 Seiten
Broschur
ISBN: 978-3-938032-61-9

VA
Verlag Antike
www.verlag-antike.de

Für eine andere Einführung in die lateinische Welt könnte das bedeuten:

1. Für das Sprachverständnis:
Die Schüler lernen Latein als Träger von interessanten Informationen kennen, die sie zum Nachdenken anregen und die sie weitererzählen können.
2. Für die Sprache und ihre Formen
 - a) Bei der Begegnung mit recht vielen inhaltlich interessanten Texten, die die Schüler zum Teil auswendig lernen, werden sich – fast beiläufig – auch Syntagmen einprägen.
 - b) Da nicht alle Bestandteile der Grammatik gleich wichtig sind, wird der (abfragbare) ‚Lernstoff‘ eingeschränkt. Das besonders Wichtige aber wird immer wieder gezielt durch häufige – manchmal auch nur beiläufige – Wiederholung, auch in anderen Zusammenhängen in Erinnerung gerufen: *Repetitio est mater studiorum*.⁴
 - c) Die Schüler erleben, dass Grammatikkenntnisse für das Textverständnis eine Hilfe sein können, dass sie aber auf diese zurückgreifen müssen, wenn sie begründen sollen, warum sie einen Satz so oder so übersetzt haben.
 - d) Schon zu Beginn des Lateinunterrichts können die Schüler lernen, dass das von vielen Lateinlehrern gefürchtete ‚Raten‘ (Hypothesen bilden) an sich nicht verkehrt ist, dass es zu vorläufigen Lösungen führen kann, die dann aber überprüft werden müssen, dass man also nicht einfach Gelerntes reproduzieren sollte, ohne seinen Verstand zu gebrauchen.
Damit haben wir zugleich eine untere Stufe der ‚Wissenschaftspropädeutik‘ erreicht.

Ich hoffe, mit diesen Fragen und Anmerkungen angeregt zu haben, wieder einmal darüber nachzudenken, worauf ein Lateinunterricht im 21.

Jahrhundert achten sollte, der die Schüler ernst nimmt und mit ihrer Lebenszeit möglichst sorgsam umgeht. Ein von solchem Geist geleiteter Lateinunterricht dürfte für Lehrer und Schüler interessanter und nachhaltiger sein – und würde letztlich auch unnötigen Zeitaufwand vermeiden. Im übrigen bin ich überzeugt, dass es dergleichen an etlichen Schulen in Deutschland längst gibt und dass manche Ausarbeitungen nur aus den Schreibtischschubladen herausgeholt zu werden brauchten.⁵

Anmerkungen:

- 1) Vgl. z. B. Dietrich Stratenwerth: Besinnung auf das Kerngeschäft, FC 3/2006, 176-182.
- 2) Falls man deshalb Originaltexte adaptiert, sollte man größte Sorgfalt darauf verwenden, dass die Texte dadurch wirklich leichter werden, dass sie aber vor allem – auch textlinguistisch – korrekt sind. Wenn Textstellen mehrdeutig sind und zur Auseinandersetzung anregen, sollte das nicht dadurch verursacht sein, dass der Lehrwerksautor nicht aufgepasst hat.
- 3) Das könnte ein interessantes Thema für die Lateinidaktik-Forschung sein.
- 4) Durch die Einschränkung wird sich auch das gefürchtete ‚Chaos im Kopf der Lateinschüler‘ weitgehend vermeiden lassen. Den Eltern sollte durch entsprechende Hinweise klargemacht werden, was aus der Fülle des Neuen jeweils als (abfragbarer) ‚Lernstoff‘ anzusehen ist.
- 5) Den Einwand, die derzeit gültigen Bestimmungen erlaubten das nicht, möchte ich nicht gelten lassen. Zwar beruhen Lehrpläne letztlich immer auf politischer Setzung, aber immerhin arbeiten in den Kultusministerien auch Fachlehrer/Fachleute, die sich Änderungen auf Grund neuerer Überlegungen doch wohl nicht verschließen würden. Wie ein für ältere Lernende bestimmtes Lehrwerk aussehen könnte, dazu möge man – bei Bedarf – auf meiner Homepage (www.latein-ohne-umwege.de) nachlesen.

WALTHER FREDERKING

Paulus und Seneca – ein Essay

Stoische Ethik als Wegbereiter des Christentums

Schon bevor die Kaiser das Christentum zur Staatsreligion erhoben, war es eine Potenz im römischen Staat. Alle Verfolgungen hatten nicht verhindern können, dass die Anzahl der Christen ständig wuchs, und zwar in allen Schichten, auch unter den Gebildeten. Es ergibt sich die Frage: Wodurch fühlten sich weite Kreise überall im römischen Reich angesprochen, welche gemeinsamen Ansichten, Moral- und Glaubensüberzeugungen gab es, die einen Übertritt zum Christentum erleichterten? Es ist anzunehmen, dass die Philosophie der Stoa hier als Wegbereiter diente, und es lohnt sich, Aussagen ihres Hauptvertreters Seneca mit christlichen Ansichten, wie denen seines Zeitgenossen Paulus, zu vergleichen.

Im Jahr 2013 erinnerte man an das sog. Toleranzedikt von Mailand von 313, in dem Kaiser KONSTANTIN die schon 311 von seinem Mitkaiser GALERIUS erlassene Verfügung bekräftigte, die ein Ende der Christenverfolgungen verfügte und den Christen den Status einer offiziell akzeptierten Religionsgemeinschaft einräumte (*religio licita*). Aus dem Wortlaut geht hervor, dass man das Christentum weiterhin für eine Art von Irrlehre hält, aber angesichts der großen Zahl der Anhänger in allen Teilen des Reiches sozusagen einfach resigniert! Die grausamen Verfolgungen, zuletzt noch durch Kaiser DIOKLETIAN ab 303, hatten die Verbreitung des Christentums also nicht hemmen können. Es hatte zudem inzwischen auch unter den Gebildeten, den staatstragenden Schichten, wie in Militär und Staatsverwaltung, seine Anhänger und ließ sich nicht eliminieren. Dazu hatte auch die Haltung der Kirche beigetragen, die nicht mehr auf solch rigiden Positionen bestand, dass etwa ein Christ nicht Soldat oder Staatsbeamter sein könne und dürfe, wegen des damit verbundenen engen Kontakts zum Götzendienst. Konstantin als Alleinherrscher wird dann das Christentum in den Rang einer Staatsreligion erheben. Aber schon vor der kaiserlichen „Nachhilfe“ hatte sich das Christentum durchgesetzt.

Wie kam es zu dieser breiten Akzeptanz – wodurch fühlten sich verschiedene Gruppen

im Reich angesprochen, welche gemeinsamen Ansichten, Moral- und Glaubensüberzeugungen gab es, die einen Übertritt zum Christentum erleichterten? Hier ist an die Philosophie der Stoa zu denken, die mit ihrer vergeistigten Gottesvorstellung und ihrer mitmenschlichen Ethik weit verbreitet war. Man hat sie als die „Religion der Gebildeten im Mittelmeerraum“ bezeichnet.¹

Gerade SENECA mit seinen stoischen Wertvorstellungen, wie sie allgemein für einen Bürger des römischen Reiches akzeptabel waren, nähert sich auch oft in erstaunlicher Weise den christlichen Glaubensüberzeugungen. Immer wieder stößt man auf Überzeugungen und Formulierungen, die aus dem Christentum bekannt, die verblüffend ähnlich sind, selbst in solch schwierigen Fragen wie: Warum lässt der gerechte und gütige Gott all das Leid zu? Und man kann sich Personen vorstellen wie die Gesprächspartner Senecas, an die er seine Schriften und Briefe richtete, gebildete Römer, für die die Philosophie, und eben besonders die Stoa, eine Lebenslehre war, gleichsam eine Art Religion, neben dem traditionellen Götterkult. Und spätestens seit NEROS Christenverfolgung nach dem Brand Roms 64 n. Chr. muss ja diese religiöse Bewegung einigermaßen bekannt gewesen sein.² Man konnte also Mitbürger treffen, die dieser Religion angehörten, und mit ihnen ins Gespräch kommen.

Hier spielt natürlich PAULUS eine Schlüsselrolle; er gilt ja als der Völker- oder Heidenapostel. Hat er das Tor aufgestoßen, Brücken gebaut?

Er hat das Evangelium zu den Heiden getragen, getreu dem Wort aus dem Lobgesang des greisen Simeon: Der Messias wird sein „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden“.³ Paulus verbreitete das Wort Christi bei den Nichtjuden in seiner Umgebung und auf seinen Reisen in weiten Teilen des römischen Reiches. Und er ist dort mit der heidnischen Geisteswelt in Kontakt getreten, hat Anknüpfungen gesucht, um seine Botschaft anzubringen. Dazu befähigte ihn seine Herkunft und seine umfassende Bildung.

Der Apostel Paulus wird oft mit einem Schwert dargestellt: ein Hinweis auf seinen Märtyrertod

durch Enthauptung. Damit ist zugleich ausgedrückt, dass Paulus das römische Bürgerrecht besaß, das ihn vor einer schimpflichen Todesart wie der Kreuzigung bewahrte. Paulus war römischer Bürger, nicht aus Galiläa, einer Gegend im Windschatten der Geschichte, sondern aus Tarsos im südlichen Kleinasien, einer Region, die seit ALEXANDER DEM GROßEN von griechischer Sprache und Kultur geprägt war. „Ich bin Jude“ sagt Paulus, „zu Tarsos geboren, Bürger einer nicht unbedeutenden Stadt in Kilikien.“⁴ Tarsos war in der Tat eine angesehene Stadt: eine Provinzhauptstadt des Römischen Reiches und berühmt als Bildungszentrum. Die stoische Philosophie hatte hier ihren Sitz,⁵ und sie beschäftigte sich besonders mit Astronomie und Kosmologie, also mit den „Mächten und Gewalten“, von denen Paulus spricht.⁶ Die Stoa mit ihrer Ethik und Lebenslehre war eine Popularphilosophie, die ihre Grundsätze in der leicht fasslichen Form der Diatribe vortrug, einer Rede mit Dialogcharakter und ansprechendem rhetorischem Stil. Auch die Kyniker, die bedürfnislosen Nachfolger des DIOGENES, die als Wanderprediger auftraten, bedienten sich dieser Form. Paulus wird solche Vorträge gehört haben; er sprach ja griechisch. Die Stadt, Kreuzungspunkt von Überlandstraßen, mit großem Hafen, war ein Sammelbecken von Waren wie von Ideen. Neben den Anhängern orientalischer und römischer Götter und Eingeweihten in die Mysterien, wie in den Kult des Mithras, gab es auch eine jüdische Kolonie, der die Familie des Paulus angehörte.

Der Sohn erhielt durch den Vater die erste religiöse Unterweisung, und er hörte die Predigt in der Synagoge, die in der Diaspora auf Griechisch erfolgte. In Alexandria war im 3./2. Jh. v. Chr. (etwa um 250) die sog. *Septuaginta* entstanden, die Übersetzung des Alten Testaments, der 5 Bücher Moses, ins Griechische, angeblich von 70 Gelehrten, initiiert vom Landesherrn von Ägypten, König PTOLEMAIOS II. PHILADELPHOS (285-246), der alle wichtigen Schriften in seiner Bibliothek in Alexandria haben wollte. Es gab dort eine große jüdische Gemeinde, die griechisch sprach,⁷ (alle diese Diasporagemeinden sprachen griechisch, kein Hebräisch oder Aramäisch), und auch die Evangelisten bedienten sich

dieser griechischen Fassung, wenn sie das AT zitierten. Und sie schrieben ja ihre Evangelien auch auf Griechisch.

Paulus war bewandert in der antiken Rhetorik mit ihren Kunstmitteln, sein Briefstil enthält reichlich Antithesen, mit gewollt paradoxen Zuspitzungen, kurze, gehäufte Satzglieder und Bilder aus der römischen Umwelt, wie vom Wettläufer, der den Siegeskranz erhält. Dazu verwendet er Gedanken- und Sinnfiguren, und den Grundsätzen der Rhetorik entsprechend spielt er seine Redekunst herunter, behauptet, er trete nur mit Zittern und Zagen auf, sei gar kein gewandter Redner. Das war ein Topos der antiken Rhetorik, der sich schon bei CICERO findet und nicht wörtlich zu nehmen ist. Paulus bedient sich zwar der rhetorischen Stilmittel, um seine Zuhörer anzusprechen und zu überzeugen, will aber nicht, wie die Redner seiner Zeit, damit glänzen, sondern alles in den Dienst seiner Verkündigung stellen: keine Weisheit, sondern die Torheit des Kreuzes. Seine Sprache ist Ausdruck seiner Persönlichkeit, eines Feuerkopfs, eines Mannes mit Ecken und Kanten. Zu Recht behauptet Paulus einen Platz in der griechischen Literaturgeschichte.⁸

Es war üblich, dass der Vater den Sohn in sein Handwerk oder Gewerbe einführte. Paulus war Zeltmacher, also war dies auch der Beruf seines Vaters. Dieser wird eine Manufaktur betrieben haben, die Zelte und Segel herstellte, beides wichtig in einer Stadt, in der Schiffe ankamen, aber auch Kaufleute, die auf den Straßen des Imperiums im Ostwesthandel weite Strecken zurücklegten. Diese Händler übernachteten gern in eigenen Zelten, die oft komfortabler waren als die öffentlichen Herbergen. Auch hohe Offiziere und Verwaltungsbeamte sowie Pilger zu den heiligen Stätten, wie nach Ephesus und Olympia, nahmen eigene Zelte mit. Der Betrieb von Paulus' Vater brachte soviel ein, dass er zu den reichen Männern der Stadt gehörte und sich das begehrte römische Bürgerrecht erkaufen konnte, mit den Privilegien eines *civis Romanus*: Stimmrecht bei den Wahlen, passives Wahlrecht für die Staats- und Gemeindeämter, Berufungsrecht an den Kaiser, keine entehrenden Strafen. Der Vater hatte es wohl erhalten durch Vermittlung und Protektion eines Römers namens PAULUS, dessen

Namen er dann, wie es üblich war, seinem eigenen Namen SAUL hinzufügte und auch auf seinen Sohn übertrug. Dieser war schon von Geburt an römischer Bürger, und er war stolz darauf. Als er im Gefängnis gezeißelt werden soll, fragt er den Hauptmann, ob diese Strafe an einem römischen Bürger vollzogen werden dürfe. Der Hauptmann meldet dies dem Kommandanten, dieser kommt und fragt Paulus, ob er wirklich römischer Bürger sei. Als Paulus bejaht, sagt er: „Ich habe dieses Bürgerrecht für eine hohe Summe erworben.“ Paulus: „Ich aber bin römisch geboren!“ Darauf wird er freigelassen; der Kommandant bekam es mit der Angst, weil er einen römischen Bürger hatte fesseln lassen. Er lässt Paulus dann, um ihn vor der Wut seiner Gegner zu schützen, mit einer bewaffneten Kohorte aus der Stadt bringen.⁹ Paulus spricht griechisch mit den römischen Wachsoldaten, ein volkstümliches Griechisch, die *koiné*, die Allerweltssprache in den östlichen Ländern rund ums Mittelmeer. Er kennt und spricht aber auch hebräisch und aramäisch, die Sprachen des jüdischen Volkes. Sein Vater hatte ihn mit 15 Jahren nach Jerusalem geschickt, wo er „zu Füßen des Gamaliel unterwiesen wurde nach strenger Weise des väterlichen Gesetzes“.¹⁰ Rabbi GAMALIEL war ein angesehener pharisäischer Schriftgelehrter. Hier wurde Paulus zum Eiferer für das Gesetz und zum Gegner der neuen „Irrlehre“. Die Erscheinung Christi, auf der Straße nach Damaskus, veränderte sein Leben radikal (das Damaskuserlebnis Apg 22). Er wird zum Heidenapostel, doch er bleibt Jude, denn der Herr hatte verheißen, dass am Ende der Zeiten die Heiden von allen Enden der Erde zum Sionsberg kommen würden, um anzubeten. Und jetzt ist die Fülle der Zeiten gekommen, und alle sind Gottes Kinder, nicht durch das Gesetz, sondern durch den Glauben an Jesus Christus.¹¹ Aus dieser seiner Überzeugung zog er die Konsequenz. Er kannte aus dem Diasporajudentum die große Anzahl der so genannten Gottesfürchtigen, die, angezogen von der Idee des Monotheismus und seiner sittlichen Orientierung, dem Judentum nahe standen, aber sich nicht zur Beschneidung und zur Befolgung der rigiden Speisegesetze bereit fanden. Bekannt ist der Hauptmann Cornelius,¹² der als ein solcher Gottesfürchtiger

bezeichnet und von Petrus getauft wird. Hier musste man ansetzen, um die Menschen für Christus zu gewinnen: Die Anziehungskraft der Botschaft durfte nicht unter engen Vorschriften leiden, die Jünger Christi müssen nicht zuerst Juden werden. Paulus will die Freiheit von allen Systemen, von überflüssigen Ritualgesetzen – die Freiheit der Kinder Gottes, wie sie Jesus gegeben hat. Diese froh machende Botschaft will er verkünden, überall im Römischen Reich, dessen Bürger er ist. Freilich musste er sich gegenüber den „Altaposteln“, den Zeugen von Jesu Leben und Auferstehung, stets rechtfertigen und auf seine Gnadengaben, auf den ausdrücklichen Auftrag Jesu verweisen. Wenn er schon von den Glaubensbrüdern mit Zurückhaltung oder gar als Außenseiter betrachtet wurde, wundert es nicht, dass er, der Verkünder des gekreuzigten Messias, von den gesetzestreuen Juden verfolgt und oft in Lebensgefahr gebracht wurde.

So war es in Korinth,¹³ wo Paulus um 50/51 eine christliche Gemeinde gegründet hatte, die sich rasch entwickelte. Paulus lehrte am Sabbat in der Synagoge und gewann Juden und Griechen. Viele wurden gläubig, auch der Synagogenvorsteher. Anderthalb Jahre blieb der Apostel dort, er übte sein Zeltmacherhandwerk aus und wohnte bei einem christlichen Ehepaar, AQUILA und PRISCA, die aus Rom kamen, wo Kaiser CLAUDIUS die Juden ausgewiesen hatte, laut SÜETON¹⁴ weil sie sich von einem gewissen CHRESTOS ständig zu Unruhen anstiften ließen, ein Beweis, dass man damals keinen Unterschied sah zwischen diesen beiden „Sekten“ und wenig von ihnen wusste.¹⁵

Doch nicht alle Juden wollten es hinnehmen, dass Paulus in ihren Synagogen verkündete, Gott sei nicht nur für sein auserwähltes Volk da, sondern auch für die Heiden, die nicht mehr dem Gesetz untertan sind. Eine militante Gruppe rottet sich zusammen und bringt Paulus vor den Richterstuhl des Prokonsuls, des Statthalters der Provinz Achaia (Griechenland) (52 v. Chr.). Es war GALLIO, der Bruder des Philosophen Seneca, der ihm zwei seiner Schriften gewidmet hat. „Dieser Mann überredet die Leute, Gott im Widerspruch zum jüdischen Gesetz zu verehren!“ lautet der Vorwurf – Ketzerei ist das! Die Situation ist ähnlich und brisant wie bei Jesus

vor PILATUS, aber in Korinth herrscht nicht die aufgeheizte Atmosphäre wie damals in Jerusalem, Gallio entscheidet so, wie es Pilatus eigentlich wohl auch wollte. Das sind religiöse Angelegenheiten, sagt er, interne Streitigkeiten innerhalb der jüdischen Gemeinde, das müsst ihr unter euch ausmachen, darüber will ich nicht Richter sein. Damit wies er die Ankläger fort. Sie aber wollten sich nicht damit zufrieden geben, sondern verprügelten den Synagogenvorsteher, der Paulus erlaubt hatte, in der Synagoge zu lehren und selbst Christ geworden war. Gallio griff nicht ein, er wollte keine Eskalation. Ein Sieg für Paulus? Der Ort der Rednertribüne in Korinth, das *Bema*, gehört jedenfalls zu den Stationen aller Reisen „auf den Spuren des Apostels Paulus“. Man hat gemeint, bei der engen Beziehung Senecas zu seinem Bruder könnte dieser wohl von dieser Begegnung erfahren haben.

Auf seiner zweiten Missionsreise war Paulus nach Athen gekommen. Hier in der Metropole der heidnischen Kultur und Bildung eine christliche Gemeinde zu gründen, das schien ihm hier und jetzt nicht machbar. Jedenfalls spricht er in seinen Briefen nicht von Erfolgen in Athen. LUKAS aber weiß in der Apostelgeschichte¹⁶ von einem geradezu spektakulären Auftritt des Paulus zu berichten: nicht nur wie sonst in der Synagoge der Stadt, sondern auf dem Marktplatz, der bis heute berühmten Agorá. Dort sprach er, so Lukas, mit den Menschen, die er gerade antraf, und diskutierte mit epikureischen und stoischen Philosophen. Paulus als Nachfolger des Sokrates! Dieser hatte hier mit seinen Mitbürgern das Gespräch gesucht und sie dahin führen wollen, dass „ihre Seele möglichst gut sei“. Waren diese Philosophen, die Paulus traf, Lehrer der betreffenden Schulen, die hier in den Wandelhallen ihren Lehrort hatten? Die damals einflussreichste Schule, die Stoa, hatte ja ihren Namen nach der *Stoà poikíle* in Athen, der bemalten Wandelhalle. Eine solche große Säulenhalle ist in Athen als Rekonstruktion vorhanden, die ATTALOS-Stoa. Man kann aber auch annehmen, dass Lukas hier Bürger meint, die philosophisch nicht nur gebildet waren, sondern für die ihre Philosophie eine Lebenslehre war, und das waren viele der Gebildeten im römischen Reich:¹⁹ Eine Weltanschauung, geradezu ein

Religionsersatz, ohne dass sie freilich den traditionellen Götterkult abgelehnt hätten. Er gehörte ja zum täglichen Leben. Von diesen philosophisch Interessierten nennt Lukas die damals einflussreichsten Schulen, die des Epikur und die Stoa. Die letztere ist mit ihrer spirituellen Ausrichtung und ihrer Ethik dem Christentum besonders nahe. Es meinten nun einige: Er scheint ein Verkünder fremder Gottheiten zu sein. Und sie wollten Näheres von ihm hören und nahmen ihn mit zum Areopaghügel und forderten ihn auf, seine neue Lehre vorzutragen. Das tat Paulus: seine sogenannte Areopagrede. Paulus hat wie gesagt nicht nur die Bibel, sondern auch die antike Rhetorik studiert; er beginnt höchst wirkungsvoll den rhetorischen Regeln entsprechend mit einer *captatio benevolentiae*: „Ihr Männer von Athen – so hatte auch Sokrates seine Verteidigungsrede begonnen – nach allem, was ich sehe, seid ihr besonders fromme Menschen. Denn als ich umherging und mir eure Heiligtümer betrachtete, fand ich auch einen Altar mit der Aufschrift: Einem unbekanntem Gott. Was ihr da verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch. Gott, der die Welt erschaffen hat und alles in ihr, er, der Herr über Himmel und Erde, wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhand gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden bedienen, als ob er irgendetwas bedürfe, er, der doch allen das Leben, den Atem und alles gibt. Er hat aus einem einzigen Menschen das ganze Menschengeschlecht erschaffen, damit es die ganze Erde bewohne. Und er hat für sie bestimmte Zeiten und die Grenzen ihrer Wohnsitze festgesetzt. Sie sollten Gott suchen, ob sie ihn fühlen und fänden. Ist er doch nicht ferne einem jeden von uns. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind, wie ja auch einige von euren Dichtern gesagt haben: „Von seinem Geschlecht sind auch wir“.

Da wir nun aus göttlichem Geschlecht sind, dürfen wir nicht glauben, die Gottheit sei wie ein Gebilde aus Gold, Silber oder Stein, ein Werk menschlicher Kunst und Erfindung. Nun aber hat Gott über die Zeiten menschlicher Unwissenheit hinweggesehen und lässt nun den Menschen verkünden, dass sie alle und überall umkehren sollten (*metanoein*). Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis in Gerechtigkeit

richten wird, durch einen Mann, den er bestimmt und durch die Auferstehung von den Toten für alle beglaubigt hat.“

Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen, die anderen aber sagten: Darüber wollen wir dich ein andermal hören. So schied Paulus aus ihrer Mitte. Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig, unter ihnen Dionysios der Areopagit, auch eine Frau namens Damaris und andere mit ihnen.

Soweit der Bericht aus der Apostelgeschichte (die etwa zwischen 70 und 100 verfasst wurde) über den Besuch des Paulus in Athen (49/50).

Lukas will hier die Anknüpfungspunkte aufweisen, die sich für Heiden ergeben, wenn sie mit der christlichen Lehre bekannt werden. Es geht ihm nicht nur um einen Bericht über Paulus, sondern er ist auch für seine Leser gedacht. Die Schriften der Evangelisten und Apostel sind ja auch ein Mittel der Missionierung, auf Griechisch von jedem Gebildeten zu lesen (was man ja in der Schule lernte wie heute Englisch).

Der unbekannte Gott: Ist er nicht der verborgene Gott des AT: „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, der Gott Israels, ein Erretter!“ (Jes 54,15). Auch dass man Gott nicht in äußerlichen Kultbräuchen suchen soll, ist für die biblische Aussage wie für das philosophisch orientierte Heidentum eingängig. „Nicht Brandopfer von Böcken und Stieren will ich, sondern ein reines Herz“ – das sagt der Gott des AT ebenso wie Apollon in Delphi.

Und dass Gott einem jeden von uns nicht fern ist, lesen wir im AT: „Ganz nahe bei dir ist das Wort (Gott), in deinem Munde, in deinem Herzen, dass du danach handeln kannst.“ (Deut 30,14), aber ebenso bei Seneca: „Nicht brauchen wir die Hände zum Himmel zu erheben noch den Tempelwärter anzuflehen, dass er uns nahe bringe zum Ohr des Götterbildes, als ob wir so eher erhört werden könnten: Nahe ist dir Gott, mit dir ist er, in dir ist er.“ (epist. 41,1)

„Eines Geschlechtes sind wir mit der Gottheit“ – hatte Paulus gesagt – das sprach die Anhänger der stoischen Philosophie an, es stammt aus dem Lehrgedicht des ARAT von Soloi, dazu passt der Zeushymnus des Stoikers KLEANTHES, den auch Seneca zitiert:¹⁸

„Höchster allmächtiger Gott, den viele Namen benennen, Zeus, du Herr der Natur, der das All du nach dem Gesetz lenkst, sei mir begrüßt! Denn dich zu preisen ziemt sich für alle sterblichen Menschen. Denn aus dir sind wir entstanden, die wir des Gottes Ebenbild erlost haben allein von allem, was da lebt und webt auf Erden. Preisen will ich dich darum und deine Macht immerdar verkünden.“

Man braucht nur Zeus durch Gott zu ersetzen, und man könnte es in den Psalmen finden.

Man sieht, wie hier, in der allgemeinen Gottesvorstellung der Zeit, eine Brücke geschlagen werden konnte. Paulus biedert sich aber nicht an; er hat seine Zuhörer aufmerksam gemacht, hat einen gewissen Konsens erreicht, nun aber bringt er seine spezielle Botschaft von Christus, von einem Endgericht und der Auferstehung der Toten. Letztere nun, zumal in ihrer leiblichen Form, musste die direkte Ablehnung der Epikureer hervorrufen, die ja die „Atomlehre“ vertraten: Nach dem Tod löst sich alles auf. Das Weiterleben, auf jeden Fall der Seele, war ein platonischer Gedanke, ausgehend auch von der Verwandtschaft der Seele, des Menschen, mit den Göttern. Sie kann nicht einfach vergehen wie der Leib; sie ist sozusagen ein göttlicher Funke und kehrt nach dem Tode zu dem Göttlichen zurück. Und die Stoiker glaubten nach der strengen Observanz zwar nicht an ein ewiges Fortbestehen der Seele, obwohl sie ein göttlicher Funke ist: Die Welt geht ja periodisch in einem Weltenbrand unter; sie liebäugelten jedoch sozusagen auch mit diesem schönen Gedanken des seelischen Weiterlebens in den ewigen Räumen, bei der Gottheit, die sie sich, obwohl sie den allgemeinen Sprachgebrauch von den Göttern beibehielten, als ein Geistwesen, alles umfassend, dachten. Der Tod: *finis aut transitus*, Ende oder Übergang. Seneca sagt: „Der Tag, den du fürchtest, als sei er der letzte, ist der Geburtstag der Ewigkeit“.¹⁹ Ein schöner Gedanke, der geradezu in einer heutigen Todesanzeige stehen könnte. So sind auch die stoischen Zuhörer bei diesem Thema der Auferstehung, sagen wir allgemein eines Weiterlebens nach dem Tod, nicht ganz so strikt ablehnend. Sie sagen höflich: „Darüber wollen wir dich ein andermal hören“. Der Dialog könnte also weiter-

gehen. Auf jeden Fall sind Gemeinsamkeiten da: der Gottesbegriff, die Stellung des Menschen zu Gott, dann vor allem die Auffassung vom Menschen, Mitmenschlichkeit.

Paulus aber zog von Athen weiter, immer mit dem Gedanken einer allumfassenden Botschaft: „Ist denn Gott nur der Gott der Juden, nicht auch der Heiden? Ja auch der Heiden, da doch gilt: Gott ist einer.“²⁰ Er wird immer wieder angefeindet von den Juden, die den Primat des Gesetzes in Gefahr sahen und hören mussten: „Hier gilt nicht mehr Jude oder Heide, nicht mehr Knecht oder Freier, nicht mehr Mann oder Frau. Ihr seid alle eins in Christus Jesus.“

Das ließ sich anknüpfen an den Gedanken des Weltbürgertums der Stoiker. Seit den Eroberungen Alexanders des Großen, und dann mit dem römischen Reich auf drei Kontinenten, war die Welt weit geworden, und man war Bürger in dieser Welt: Freizügigkeit, multikulturell – der Gründer der Stoa, ZENON (332-262 v. Chr.), war z. B. Phönizier, stammte aus Zypern, lehrte in Athen und Rhodos. Alle Menschen, wo auch immer, Frauen, Sklaven – alle sind gleichrangige Bürger dieser von der Gottheit geschaffenen Welt. Sie haben die gleichen Rechte – die Menschenrechte! Und eben weil sie gleichrangig sind, der Mächtige, der Mann mit einer langen Ahnenreihe, ebenso wie der Sklave, ergibt sich die Pflicht zur Mitmenschlichkeit aller gegen alle. Das hat Seneca sehr schön ausgedrückt. Er meint: „Wo ein Mensch ist, da ist auch Gelegenheit, Gutes zu tun.“ „Man lebt in einer Gemeinschaft, ist aufeinander angewiesen wie die Steine eines Bogengewölbes, die sich gegenseitig stützen. Niemand kann glücklich leben, der nur auf sich selbst schaut, der alles zu seinem eigenen Nutzen wendet. Für den anderen sollst du leben, wenn du für dich leben willst.“²¹

In Jerusalem wird Paulus nach einem Besuch des Tempels von seinen jüdischen Gegnern angeklagt und beinahe getötet. Wie in Korinth lehnen es die römischen Verantwortlichen ab, ihn zu verurteilen; um einem Mordkomplott zu entgehen, macht er von seinem Recht als römischer Bürger Gebrauch: Er appelliert an den Kaiser. So wird er nach Rom geschickt, auf einer abenteuerlichen Seereise (Schiffbruch auf Malta), und lebt dort,

gewissermaßen unter Hausarrest, aber mit der Freiheit zu predigen. Hier endet die Apostelgeschichte; der Überlieferung nach starb Paulus bei den Christenverfolgungen Neros nach dem Brand Roms (64), als römischer Bürger durch das Schwert.

Es gibt einen fingierten, aber lange für echt gehaltenen Briefwechsel des Paulus (wohl aus dem 4. Jh., noch HIERONYMUS, um 400, hält ihn für echt) mit dem Philosophen Seneca, der ein Jahr später Nero zum Opfer fiel. Man kann die Frage stellen: Was wäre gewesen, wenn die beiden Männer, so einig in ihrer ethischen Ausrichtung, wirklich zusammengetroffen wären – und wenn ein anderer Kaiser als Nero regiert hätte?

Dieser fiktive Briefwechsel²² ist vielleicht herausgesponnen aus der Mitteilung des Paulus im Brief an die Philipper: „Es grüßen euch alle Geheiligten (*Hágioi, sancti*), sonderlich aber die vom Hause des Kaisers“.²³ Doch sind damit wohl kaiserliche Hofbedienstete gemeint, oder die Wachsoldaten der Prätorianergarde, die ja dem Kaiser unterstanden und die für den gefangenen Paulus zuständig waren. Auch unter den Soldaten gab es „Sympathisanten“, denken wir an den Hauptmann CORNELIUS, der zu den „Gottesfürchtigen“ gehörte, also Heiden, die der jüdischen Gottesvorstellung nahe standen und dann Christen wurden. Seneca, einst Lehrer und Minister Neros, hatte sich damals längst zurückgezogen, in Ungnade gefallen als ewiger Tugendapostel, der dem vergnügungssüchtigen, ja verbrecherischen Kaiser lästig war. Im Briefwechsel heißt es, Seneca habe einige Sinnabschnitte aus seinen Werken zusammengestellt und möchte sie gerne dem Kaiser vorlesen. „Wenn wir nur das Glück hätten, dass er, der Kaiser, seine Ohren den neuen Gedanken öffnet, dann wirst du [Paulus] vielleicht auch anwesend sein ...“ Das Glück hatten beide, Seneca und Paulus, leider nicht.

Doch eine Verbindung beider besteht gleichwohl. In ebenjenem Philipperbrief verweist der Apostel die Seinen auf einen Tugendkanon, der durchaus auch von Seneca sein könnte. Paulus schreibt: „Was nun immer wahr, was würdig, was gerecht, was lauter und rein, was liebevoll, was wohl lautend, was nur immer eine Tugend, was lobenswert ist, darauf seid bedacht.“²⁴ Tugend,

areté, virtus – der Hauptbegriff bei Seneca, in der stoischen, ja der antiken Philosophie überhaupt das sittlich Gute, der einzig wahre anzustrebende Besitz des Menschen, der in seinem Innern ist und ihm nicht geraubt werden kann, nicht vom Schicksal, nicht von irgend etwas, irgendwem außerhalb von ihm. „Alles Meinige habe ich bei mir – *omnia mea mecum porto*“, sagt BIAS, einer der Sieben Weisen, der aus seiner zerstörten Heimatstadt Priene abzog und von dem Machthaber spöttisch gefragt wurde, ob er etwas verloren habe. Die sogenannten Glücksgüter, Reichtum, Ansehen, Macht, aber auch Gesundheit und Wohlbefinden, sind keine unverzichtbaren Güter. Sie können dem Menschen genommen werden, ohne dass er dabei echten Schaden an seinem Selbst nimmt. Sagt man: „Schaden an seiner Seele“, so hat man den Gedanken im Christlichen. „Wenn dich dein Auge ärgert, dann reiße es aus...“²⁵ Was den Menschen schädigt, ist allein das Böse, dem er Eingang in sein Inneres gewährt, in Gedanken, Leidenschaften, Affekten und in den daraus resultierenden Taten.

Und damit kommt man zum Vaterunser: Matth 6,9-13: *libera nos a malo* – erlöse uns von dem Übel. So hieß es früher, jetzt: von dem Bösen! Eine kürzere, vielleicht frühere Fassung bei Lukas 11,2-5, schließt mit: *Ne nos inducas in tentationem*. Führe uns nicht in Versuchung. Dann der Anschluss bei Matthäus: ... *sed libera nos a malo*. „Sondern erlöse uns von dem Bösen.“ Also: dass wir nichts Böses tun. Nicht dass wir kein Übel erleiden. Denken wir auch an die Seligpreisungen Jesu: Selig (*makários*, selig, glücklich) seid ihr/sind die, die Verfolgung leiden ... Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und alles Schlechte lügenerisch wider euch reden um meinetwillen. Freut euch und frohlockt, denn euer Lohn ist groß im Himmel (Matth 5,10ff.). Geradezu paradox, aber ganz wie der stoische Weise, der Jünger der Stoa, der sozusagen noch auf der Folterbank glücklich ist, wenn er nur seinen *animus*, Geist/Seele vom Unrechtun freigehalten hat. Dann wird er die Unerschütterlichkeit, die „stoische Ruhe“ bewahren – den Frieden der Seele, wenn wir es christlich ausdrücken.

Zu den Übereinstimmungen in der Gottesvorstellung gehört noch die Erklärung des Leidens:

Warum muss der Gerechte, gerade er, so viel leiden? Wie ein strenger Vater, sagt Seneca, der es aber gut meint, prüft Gott den Menschen, wie Gold im Feuer wird er geläutert.²⁶ Die Bibel sagt: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er.“ (Sprüche 3,12) „O Gott, du hast uns geläutert im Feuer, wie man läutert Silber und Gold.“ So schreibt der Psalmist über seine Leiden und Prüfungen (Ps. 65,10). Die Gerechten hat Gott geprüft und sie erprobt wie Gold im Ofen, heißt es im Buch der Weisheit (3,5f.). Der Stoiker erhält dadurch Gelegenheit, sich zu bewähren, der Tugend, seinen inneren Überzeugungen, treu und standhaft zu bleiben. In diesem Bewusstsein ist er, bei allem äußeren Leid, nicht unglücklich. Damit haben die Stoiker die erste Theodizee entworfen, eine Rechtfertigung Gottes angesichts von Übel und Leid in der Welt.

In die Nähe zum Christentum führt auch die Haltung der Mitmenschlichkeit, wie wir sie gerade bei Seneca nachdrücklich finden, denken wir an seine Ablehnung der grausamen Zirkusspiele, der schlechten Behandlung der Sklaven, ja auch der Ausbeutung der Natur. Solche Übereinstimmungen sind im frühen Christentum immer wieder beachtet und betont worden, so von TERTULLIAN (um 200), der ihn *Seneca saepe noster* nennt, d. h. der oft wie wir spricht, und wenn Tertullian von Seelen spricht, die von Natur aus Christen sind, von einer *anima naturaliter Christiana*, da meint er auch Seneca. Namentlich nennt ihn LAKTANZ (um 300): „Seneca, der scharfsinnigste der Stoiker, der alles so wahr ausgedrückt hat, obwohl er die wahre Religion nicht kannte, der aber ein wahrer Gottesanbeter hätte sein können, wenn sie ihm jemand gezeigt hätte.“²⁷ AUGUSTINUS (354-430) kommt im „Gottesstaat“ öfters auf ihn zu sprechen und lobt ihn wegen seiner verinnerlichten Religiosität und seiner Ablehnung abergläubischer Praktiken. Dass Gott nicht in Statuen aus Stein, sondern geistig in uns lebt, uns fördert, wie es Seneca sagt, das hat Augustinus weiterentwickelt und ausgedrückt in der Instanz des „inneren Lehrers“, der die Seele des Menschen erleuchtet, nämlich Christus. Das Streben der Philosophen, speziell der Stoiker, nach der Weisheit – ihr Ideal ist ja der *sapiens*, der Weise, der seine Seele vom Irdischen

ganz gereinigt hat, das eben findet seine Erfüllung und Vollendung im christlichen Glauben. Christus ist die ewige Weisheit. Und er ist der Logos, das Wort (im Prolog des Johannesevangeliums), aber der Begriff beinhaltet auch den Geist, den göttlichen Geist, der den Kosmos, die Schöpfung, durchwaltet und der auch im Menschen wohnt. Aus dieser Gottesnähe ergeben sich Richtlinien für die Lebenspraxis, die wiederum auch für Heiden wie für Christen vielfach ähnlich waren, ja übereinstimmten. Dass man aber diese philosophischen Ansichten – die, wie schon gesagt, keine Kathederphilosophie, sondern eine gleichsam religiöse Überzeugung und Lebenshaltung waren – dass man sie wirklich als Brücke sah, das bezeugt die Bezeichnung der christlichen Lehre als eine „christliche Philosophie“ durch die frühen Kirchenlehrer (und nicht nur durch sie).²⁸ Theologie und Philosophie sind nicht geschieden. *Philosophia* ist für Augustinus *amor sapientiae* und *studium sapientiae* – ganz wie auch für Seneca, den Wortführer der Stoa. Die Liebe zur Weisheit aber ist für Augustinus gleichzusetzen mit der Liebe zu Gott. Gott wohnt im Menschen, sein Leib ist der Tempel Gottes, sagt Paulus, und damit ist klar, dass keine Laster, nichts Böses in ihm wohnen dürfen. Ebendas sagt auch Seneca: Philosophieren ist ein lebenslanger Prozess, alles „Irdische“, also negative Regungen, auszumerzen zugunsten einer inneren Vervollkommnung. Das hatte schon SOKRATES gefordert, der Erzvater aller Philosophen: Leben bedeutet daran zu arbeiten, dass die Seele möglichst gut sei. Und er hatte fest behauptet, gegen alle „modernen“ Strömungen seiner Zeit: „Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun.“²⁹ Man hat ja seinen Tod – dem er sich durch die Flucht hätte entziehen können – oft mit dem Opfertod Christi verglichen. Auch als bedürfnisloser Lehrer der Menschen und in seinem Glauben, seiner Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tod, ein schönes für die, die recht gelebt haben, hat man ihn mit Christus verglichen.

Wer als philosophisch gebildeter und interessierter Bürger oder Bürgerin des römischen Reiches mit solchen Gedanken vertraut war, für den war der Weg zur christlichen Lehre also gar nicht so weit. Die frühen christlichen Lehrer, die

Apologeten, die das Christentum gegen Vorwürfe oder Unkenntnis verteidigten und erklärten, haben es ganz bewusst als Philosophie bezeichnet, als die Vollendung der Philosophie, eben in der Person Christi. Er ist der Logos, von dem die Heiden nur Bruchstücke besaßen, der nun in Jesus Fleisch geworden ist, der wahre Lehrer, der göttliche Pädagoge.

Das Christentum hat sich also schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens, mit ORIGENES, BASILIOS VON CAESAREA, GREGOR VON NAZIANZ, GREGOR VON NYSSA, JOHANNES CHRYSOSTOMOS, CLEMENS VON ALEXANDRIEN, TERTULLIAN, HIERONYMUS, AUGUSTINUS als Vollendung der antiken Geisteskultur verstanden. Gewissermaßen ein Beerbnungsprozess,³⁰ im Bild von den Israeliten, die beim Auszug aus Ägypten die goldenen Gefäße mitnahmen, die ihnen von den Ägyptern zur Verfügung gestellt waren.³¹ Sie gehörten jetzt ihnen. Und sie haben sie schließlich auch sorgsam gepflegt und in rechter Weise benutzt.

So wie zum Beispiel die Form der geistigen Übungen, die zu geistlichen Übungen wurden. Die berühmten *Exercitia spiritualia* des IGNATIUS VON LOYOLA leiten sich aus den Meditationsübungen der Antike her. Man memorierte nämlich die Kernsätze und Sinnsprüche der Philosophie als einer Lebenslehre – es gab knappe Kompendien, die man bei sich tragen konnte, als ein *Vade mecum*, so das Handbüchlein des stoischen Philosophen EPIKTET aus dem 2. Jh., das Vorbild wurde für die Selbstbetrachtungen des Kaisers MARC AUREL. Und das unter dem Namen des Mönchsvaters NILUS Eingang in die Klosterbibliotheken fand. Die Gründer des Mönchtums in Ägypten – ANTONIUS, der Mönchsvater, um 300 –, haben sich solche Spruchsammlungen angefertigt und sie nach antikem Vorbild meditiert. Die Grundsätze der Meditation – die Wachsamkeit, Achtsamkeit auf sich selbst, Selbsterkenntnis, Gewinnung eines inneren Gleichgewichts, der Gelassenheit, die der Unerschütterlichkeit des Stoikers entspricht und zur Offenheit gegenüber Gott führt, das ist uns alles heute nicht fremd. Die Meditation ist ja auf dem Umweg über das Fernöstliche wieder zu uns gekommen. Die abendliche Gewissenser-

forschung: Was habe ich heute richtig gemacht, was falsch, habe ich jemanden gekränkt, war unsensibel – dies hat Eingang in die heutigen Abendgebete gefunden: Es geht zurück auf eine Übung, die Seneca allabendlich pflegt, wie er sagt,³² wodurch er zur Ruhe kommt, die aber schon auf die Lehre der Pythagoreer, also auf das 6. Jh. v. Chr., zurückgeht. Ebenso kennen wir das aus der Antike stammende Askese-Training,³³ das in der Fastenzeit in Form des: „40 Tage ohne ...“ heute vielfach geübt wird.

Die Weisheit der Mönchsväter wird heute wieder ins Bewusstsein gerufen, etwa von ANSELM GRÜN – der Kronzeuge für diese Art von Seelentraining ist aber THOMAS A KEMPIS mit seiner *Nachfolge Christi*: Es war das am weitesten verbreitete religiöse Buch nach der Bibel. Thomas a Kempis (1379-1471), aus Kempen am Niederrhein, war Priester und Ordensmann; ein Teil seiner Regeln ist für den Angehörigen des geistlichen Standes, aber vieles davon ist auch für die heutigen Zeitgenossen beherzigenswert.

Wie etwa das Folgende (3,31; 32): „Warum verschwenden wir so viel Mühe und übergroße Sorgfalt an vergängliche und belanglose Dinge, denken aber über unser Inneres nur ganz selten in völliger Sammlung nach? Wie traurig – kaum haben wir uns oberflächlich gesammelt, brechen wir wieder aus und denken nicht daran, unser Tun einer strengen Prüfung zu unterziehen. ‚Verlass alles, dann findest du alles. Entsage der Begierde, dann findest du Frieden.‘ Dieses Wort beherzige gut; wenn du danach handelst, dann begreifst du alles. Du wirst die himmlische Weisheit erringen, dafür gib die irdische Weisheit, allen Beifall der Menschen und alle Selbstgefälligkeit her.“

Und zum Abschluss Seneca, für den gerade aus dem Gedanken der *mortalitas*, der Sterblichkeit, die Pflicht zur *humanitas* erwächst – ein *memento mori* als *memento vivere*: „Was führen wir Fehden gegeneinander, warum schaffen wir uns selber Kampf und Streit, warum vergessen wir unsere menschliche Schwachheit und veranstalten Hassorgien und recken uns empor, um andere zu zerbrechen – wir zerbrechlichen Wesen?“

Nicht lange, und diese Feindschaften, die wir mit unversöhnlich hartem Herzen austragen, werden abgebrochen durch ein Fieber oder ein

anderes körperliches Leiden. Nicht lange, und zwischen ein erbittertes Kämpferpaar tritt der Tod und trennt sie. Was toben wir und stürzen unser Leben in Aufruhr?

Warum willst du nicht lieber den Ertrag deines kurzen Lebens sammeln und es friedvoll sein lassen für dich und andere? Warum willst du dich nicht lieber zu einem Menschen machen, den alle zu seinen Lebzeiten lieben und nach seinem Tod vermissen? Schon bald werden wir ja unseren Lebensatem aushauchen. Inzwischen, solange wir noch Atem holen, solange wir unter Menschen leben, wollen wir Menschlichkeit üben. Für niemanden wollen wir ein Anlass zur Furcht oder eine Gefahr sein. Wir wollen Schaden, Ungerechtigkeiten, Beschimpfungen, üble Nachrede für nichts achten und großherzig solche ja nur kurz andauernden Widrigkeiten ertragen. Während wir uns umschaun, und wie man so sagt, im Handumdrehen ist schon unser sterbliches Schicksal da.³⁴

Seneca sitzt im Chorgestühl des Ulmer Münsters, aus dem 15. Jh., zusammen mit CICERO, VERGIL und anderen vorchristlichen Weisen. Man kann wohl annehmen, dass ihnen, wenn sie die Schriftverkündigung und die Predigt hören, so manches bekannt vorkommen würde ...

Zum Schluss soll GOETHE zu Wort kommen: Er erzählt im ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ von mancherlei Übeln in seiner Jugend, Masern, Windblattern, Pocken – immer kamen neue Plagen. „Und da ich mich schon öfter im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswert, umso mehr als durch die christliche Duldungslehre ein Ähnliches empfohlen wurde.“

Anmerkungen:

- 1) Klaus Held: Treffpunkt Platon. Stuttgart (Reclam) 1990 S. 210ff.
- 2) Vgl. Tac. Ann. 15,44.
- 3) Luk 2,32.
- 4) Apg 21,39. Tarsos/Tarsus war seit 66 v. Chr. Hauptstadt der römischen Provinz Kilikien. Vgl. M. Giebel: Paulus – „Bürger einer nicht unbedeutenden Stadt“ in: Welt und Umwelt der Bibel (WUB) 1/2009: Paulus – Wegbereiter des Christentums, S. 28-32. S. auch WUB 1/2006: Athen

- von Sokrates zu Paulus, S. 29: Ausschnitte aus dem apokryphen Briefwechsel von Paulus und Seneca.
- 5) Strabon 13,5,13f. (674).
 - 6) Röm 8,38.
 - 7) Ihr berühmtester Vertreter war Philon von Alexandria (um 24 v. - 40 n. Chr.), der in seinem Kommentar des Pentateuch, der fünf Bücher Moses, die in der Homerphilologie gebräuchliche allegorische Deutung für die Bibelauslegung anwendete. Eine solche Form der Allegorese wurde auch von den christlich-jüdischen Gemeinden geübt. Sie wurde von den Kirchenlehrern übernommen, beginnend mit Paulus, vgl. Gal 4.
 - 8) Eduard Norden, Die antike Kunstprosa, Leipzig-Berlin ²1909, ND Darmstadt 1974, Bd. 2 S. 502-510. Vgl. bes. die sog. Areopagrede des Paulus Apg 17,16-34.
 - 9) Apg 22,24; 23.
 - 10) Apg 22,3.
 - 11) Gal 4,4, 3,26.
 - 12) Apg 10.
 - 13) Apg 18,12.
 - 14) Suet. Claudius 25,4.
 - 15) Das änderte sich wohl etwas später, als unter Nero speziell die Christen als Brandstifter diffamiert werden konnten.
 - 16) Apg 17,16-34.
 - 17) Man denke an die Gesprächspartner Ciceros in seinen philosophischen Schriften.
 - 18) Epist. 107,11.
 - 19) Sen epist. 102,26.
 - 20) Röm 3,29; Gal 3,28f.
 - 21) Epist. 95,53; 48,2.
 - 22) Vgl. Wilhelm Schneemelcher (Hrsg.): Neutestamentliche Apokryphen II. Tübingen ⁵1989, vgl. auch Welt und Umwelt der Bibel 2006: Athen S. 29. mit Zitaten.
 - 23) Phil 4,22, wohl i. J. 63.
 - 24) Phil 4,8.
 - 25) Mark 9,43ff.
 - 26) De providentia – Über die Vorsehung 1,5; 2,5.
 - 27) Vgl. Winfried Trillitzsch: Seneca im literarischen Urteil der Antike. 2 Bde. Amsterdam 1971 (mit Testimonienslg.).
 - 28) Der bekannte Theologe Richard Heinzmann ist em. Professor für Christliche Philosophie an der LMU München.
 - 29) Platon: Kriton 49: Gorgias 469bc, 527b.
 - 30) Vgl. Hugo Rahner: Griechische Mythen in christlicher Deutung. Freiburg 1992.
 - 31) Augustinus: De doctrina christiana 2,42.

- 32) De ira – Über den Zorn 3,362ff.
- 33) Vgl. Sen. epist. 87,1-10; 123,1-7.
- 34) De ira – Vom Zorn 3,42f.

Auswahl Literatur:

- K. Berger: Theologiegeschichte des Urchristentums. Theologie des Neuen Testaments. München 1994.
- E. Biser: Paulus. Zeugnis – Begegnung – Wirkung. Darmstadt 2003.
- G. Bornkamm: Paulus. Stuttgart 1987, ³1993.
- W. Geerlings (Hrsg.): Theologen der christlichen Antike. Darmstadt 2002.
- M. Giebel: Seneca. Rowohlt's Monographien. Reinbek ⁷2012.
- M. Giebel (Übers. u. Hrsg.): Seneca. Glück und Schicksal. Philosophische Betrachtungen. Stuttgart (Reclam) 2009/2017. Seneca: De brevitae vitae – Von der Kürze des Lebens. Lat./dt. Stuttgart (Reclam) 2008. Seneca: Briefe an Lucilius, hrsg., komm. u. mit Nachwort. Stuttgart (Reclam) 2014. Seneca-Auswahl dt. (Seneca zum Vergnügen) Stuttgart (Reclam) 2014.
- R. Heinzmann: Philosophie des Mittelalters. Stuttgart u.a. 1992.
- F. W. Horn (Hrsg.): Paulus-Handbuch. Tübingen 2013.
- H.-J. Klauck: Anknüpfung und Widerspruch. Das frühe Christentum in der multireligiösen Welt der Antike. München (Kath. Akademie in Bayern) 2002.
- G. Lüdemann: Paulus, der Heidenapostel. Göttingen 1980.
- J. Roloff: Einführung in das Neue Testament. Stuttgart (Reclam) 1995/2003.
- E. P. Sanders: Paulus. Eine Einführung. Stuttgart (Reclam) 1995/2002.
- J. N. Sevenster: Paul and Seneca. Leiden 1961.
- W. Schneemelcher (Hrsg.). Neutestamentliche Apokryphen II, Tübingen 1989, darin: Der apokryphe Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus. Zusammen mit dem Brief des Mordechai an Alexander u. dem Brief des Annaeus Seneca über Hochmut und Götterbilder. Hrsg. A. Fürst u. a. Tübingen (Mohr Siebeck) 2006. SAPERE 11.
- C. Tresmontant: Paulus. Rowohlt's Monographien. Reinbek 1959.
- W. Trillitzsch: Seneca im literarischen Urteil der Antike. 2 Bde. Amsterdam 1971 (mit Testimoniensammlung).
- W. Weinkauff: Die Philosophie der Stoa. Ausgewählte Texte. Stuttgart (Reclam) 2009.
- J. Wildberger: Seneca und die Stoa. 2 Bde. Berlin 2006.

MARION GIEBEL

Nachruf auf Jutta Limbach

Am 10. September 2016 verstarb JUTTA LIMBACH im Alter von 82 Jahren. Sie war nach RICHARD VON WEIZSÄCKER, ROMAN HERZOG, ALFRED GROSSER und WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI die erste Frau, die den Humanismuspreis des Deutschen Altphilologenverbandes im Jahr 2006 beim Bundeskongress in München erhielt.

Jutta Limbach kam aus einer Familie, in der sich vor allem Frauen, so ihre Urgroßmutter PAULINE STAEGEMANN (1838 bis 1909) und ihre Großmutter ELFRIEDE RYNECK (1872 bis 1951), politisch und sozial in außergewöhnlichem Maß engagierten, ihr Vater ERICH RYNECK bekleidete nach Berufsverbot im 3. Reich das Amt des Bürgermeisters in Pankow-Heinersdorf. Deren Aktivitäten, vor allem ihre Zivilcourage, haben Jutta Limbach von klein auf geprägt.

Nach dem Studium der Rechtswissenschaften, Promotion und Habilitation in Berlin wurde Jutta Limbach 1972 Professorin an der Freien Universität Berlin. Von 1989 bis 1994 bekleidete sie – ebenfalls als erste Frau – das Amt der Justizsenatorin im Kabinett von WALTER MOMPER in Berlin. 1994 übernahm sie von Roman Herzog die Leitung des Bundesverfassungsgerichts, von 2002 bis 2008 fungierte sie als Präsidentin des Goethe-Instituts. Auch diese Ämter waren zuvor nur von Männern besetzt. Bei allen Tätigkeiten, auch als Vorsitzende der „Beratenden Kommission im Zusammenhang mit der Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogener Kulturgüter, insbesondere aus jüdischem Besitz“, umgangssprachlich Limbach-Kommission genannt, als Mitglied des Stiftungsrats des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, als Vorsitzende des Deutschen Sprachrats sowie Vorsitzende des Medienrats der Medienanstalt Berlin-Brandenburg stand für Jutta Limbach Gleichberechtigung, Gerechtigkeit und Menschlichkeit im Focus ihres Schaffens.

Als verheiratete Frau und Mutter dreier Kinder verstand sie es, Beruf und Familie vorbildlich zu

vereinbaren. Wie konnte dies gelingen? In der Laudatio auf Jutta Limbach bei der Verleihung des Humanismuspreises sagte PETRA GERSTER: „Die Antwort ist so einfach wie revolutionär: mit einem Kindermädchen und einem Mann, der den Rest erledigt. Peter Limbach, auch er Jurist und voll berufstätig, übernahm von Anfang an einen Großteil der Kinderversorgung und das Kommando über die Küche... Damit erlebte er, was sonst nur Frauen erleben: den Stress und die Zerrissenheit von ‚Ich mache alles und habe Zeit für gar nichts.‘“

In ihrer Dankesrede für den Humanismuspreis des DAV sagte Jutta Limbach 2006 in München: „Europa ist – das gilt es nüchtern einzugestehen – keine Weltmacht. Es hat aber die Verantwortung einer solchen. Europa muss den Fundamentalismus und Terrorismus als eine Herausforderung begreifen. So wie nach innen muss es auch außerhalb seiner Grenzen für die in der Vergangenheit erkämpften Werte eintreten, die alle Europäer teilen: Für die Menschenrechte sowie für den freiheitlichen und demokratischen Rechtsstaat... Wer gleichwohl das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlichen Glaubens, anderer Rasse und Herkunft ermöglichen will, darf nicht seine Kultur verabsolutieren und zum Maßstab aller machen ... Das Gelingen des interkulturellen Dialogs setzt voraus, dass der anders denkende und glaubende Gesprächspartner als gleichwertig akzeptiert wird.“

Die gesamte Dankesrede anlässlich der Preisverleihung sowie die Laudatio durch Petra Gerster sind in den „Münchner Humanistischen Reden“ (Stuttgart 2007) gedruckt nachzulesen.

Jutta Limbach agierte in allen von ihr gewählten Aufgabenfeldern so vorbildlich, dass sie eine wahre Humanismuspreisträgerin des Deutschen Altphilologenverbandes war. Der DAV wird Jutta Limbach ein ehrenvolles Andenken bewahren.

HARTMUT LOOS

Alfred Reitermayer (20.12.1960 – 6.10.2016)

ALFRED REITERMAYER starb im Alter von 55 Jahren am 6. Oktober 2016. Ich traf ihn erstmals in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und konnte bewundern, mit welchem Elan er für Reformen im Lateinunterricht und moderne Methoden eintrat und mit welcher Beschwingtheit und Motivationskraft er unterrichtete. Im Jahr 2007 wurde er Präsident der EUROCLASSICA. Ich schließe mich, auch im Namen des Deutschen Altphilologenverbands, dem Nachruf an, den der jetzige Präsident von EUROCLASSICA, JOHN BULWER, geschrieben hat.

HANS-JOACHIM GLÜCKLICH,
Ehrenpräsident von EUROCLASSICA

Mit Trauer und Bestürzung haben wir vom plötzlichen Tod Alfred Reitermayers erfahren. Er hat über viele Jahre für EUROCLASSICA gearbeitet. Sein Anliegen war immer, den Unterricht in den klassischen Sprachen in Europa zu fördern. Er war Mitglied im Vorstand von EUROCLASSICA von 2003 bis 2007 und Präsident von EUROCLASSICA von 2007 bis 2011. Unter seinen vielen Initiativen ragt die Erstellung eines Europäischen Curriculums für die alten Sprachen hervor (*European Curriculum Framework for the Classical Languages, ECFRCL*). Es schuf eine Grundlage für den Latein- und Griechischunterricht, auf der jeder nationale Verband aufbauen konnte. Aus diesem Curriculum entwickelten sich zwei jährliche Tests, in denen Schüler aus ganz Europa erproben und unter Beweis stellen können, was sie in den ersten Latein Jahren gelernt haben: *Entry-Level Test for Latin* and *Entry-Level-Test for Greek*. Der Test findet immer in zeitlicher

Nähe zum Europäischen Sprachentag statt (dem 26. September) und seit 2011 haben jährlich mehrere hundert Schülerinnen und Schüler an ihm teilgenommen und Zertifikate über die Teilnahme erhalten. Die Organisation und ebenso die Gewinnung eines Teams von Prüfern lag ganz in der Hand Alfred Reitermayers. Gerade in den später hinzugekommenen Mitgliedsländern der EUROCLASSICA hat dies zu einer großen Ermutigung und zur Stärkung des Unterrichts in Latein und Griechisch geführt. Hinter der Durchsetzung dieser Curricula und Tests stand ein großes politisches Talent, das Alfred Reitermayer Verbindungen zu vielen europäischen Institutionen und Repräsentanten herstellen ließ. Sein Anliegen war es nicht, Latein- und Griechischlehrer vom Wert des altsprachlichen Unterrichts zu überzeugen (das ist nicht nötig), sondern einflussreiche Vertreter der europäischen Institutionen.

Alfred Reitermayer gelang es auch, Verbände, die sich manchmal etwas zurückgehalten hatten, wieder für eine Mitarbeit in EUROCLASSICA zu gewinnen. Dazu trug seine Verbindung von forderndem Auftreten und charmantem Verhalten in privater Runde bei. Manche erinnerte sein Auftreten und seine Sprache an ARNOLD SCHWARZENEGGER, viele wussten, dass er als sensibler Pädagoge seine Arbeit immer reflektierte.

Alfred Reitermayer hat sich um die Stärkung des altsprachlichen Unterrichts in Europa mehr als verdient gemacht und wird allen, die mit ihm arbeiteten und ihm begegneten, in Erinnerung bleiben. Ihn verloren zu haben schmerzt.

JOHN BULWER,
Präsident von EUROCLASSICA

Der *Pronuntiatu Restitutu* ist teilweise falsch

Eine Entgegnung auf Jürgen Blänsdorfs Verteidigungsversuch¹

Zu den von mir in dieser Zeitschrift² auf Bitte von ANDREAS FRITSCH vorgestellten knappen Zusammenfassungen anderweitig ausführlich erörterter Thesen zur Aussprache des klassischen Lateins hat JÜRGEN BLÄNSDORF (Blä.) eine Entgegnung verfasst,³ zu der ich nachfolgend Stellung nehme.

Zu l.) Von „zwei Irrtümern“,⁴ die Blä. mir unter l. a) und b) seiner Ausführungen unterstellt, kann keine Rede sein. Vielmehr enthält seine Replik eine Reihe von Irrtümern. Keineswegs habe ich die mir von ihm unterstellte Behauptung aufgestellt, die lateinischen graphischen Diphthonge <ai> / <ae> und <oi> / <oe> seien „von Anfang an monophthongiert als offenes [e:] und [u:] ausgesprochen worden.“⁵ Diese Behauptung verkürzt und verfälscht meine Ausführungen in unzulässiger Weise.⁶ Blä. unterstellt, ich wäre von einem Sprachkontakt zwischen ‚Äolern‘ (etwa auf Lesbos) und Lateinsprechern im 5. Jh. v. Chr. und böotischstämmiger Griechen in der Magna Graecia mit den Römern ausgegangen. Ich habe keine Sprachkontaktfragen behandelt, sondern hinsichtlich einer *Diskurstradition des Schreibens* ausgeführt, dass für das lateinische Alphabet nicht etwa *ostgriechische* Alphabete, sondern das im achten vorchristlichen Jahrhundert von Siedlern aus Chalkis von Euböa nach Italien gebrachte *westgriechische* Alphabet prägend war, das eben damals in der Diskurstradition der westgriechischen Alphabete stand, wie sie in Lakonien, Böotien, Phokis, Thessalien und Arkadien sowie auf Euböa und den nicht-ionischen griechischen Pflanzstädten der Magna Graecia in Gebrauch waren.⁷ Es geht somit nicht um die jeweilige Sprache (Lakoniens, Euböas, Thessaliens usw.), sondern um die Frage, welche Korrelation zwischen Laut und Schrift in der eng zusammenhängenden Gruppe der westgriechischen Alphabete bestand, und auch nicht darum, in Italien Spuren des Böotischen zu suchen,⁸ sondern darum, dass die Römer in einer westgriechischen Diskurstradition des Schreibens

standen, die sich parallel zu den griechischen Orthographietraditionen über Jahrhunderte entwickelte und auch neue Schreibungen zur Anwendung brachte.

Es ist ein methodischer Fehler nicht nur der älteren Gräzistik, aus einem orthographischen Wandel sogleich auf einen in etwa gleichzeitigen Lautwandel zu schließen. Vollzieht sich in einem Kulturraum, in dem auch mehrere Sprachen gesprochen werden können, ein Wandel in der Diskurstradition des Schreibens, so können allmählich – gegebenenfalls zeitlich versetzt – Schreibungen verändert werden, ohne dass diesem Phänomen ein Wandel der Aussprache zugrunde gelegen haben muss.⁹ Ein Wandel der Graphie von <ai> zu <ae> im Griechischen und Lateinischen belegt zunächst nur einen orthographischen Wandel, dem keine Änderung der Aussprache entsprochen haben muss.

Scheinbar diphthongische Schreibungen für seit ältester Zeit monophthongische Aussprachen sind im Griechischen uralt. Der Name des griechischen Buchstabens π, πει in älterer Orthographie vermutlich noch ΠΙΕ, entspricht semitischem pē,¹⁰ die Schreibung ει scheint seit ältester Zeit fast immer für einen Monophthong gebraucht worden zu sein. Zur Bezeichnung unterschiedlicher Öffnungsgrade monophthongischer Vokale und phonologisch relevanter Vokallängen boten sich diphthongische Schreibungen geradezu an. Es ist ein wissenschaftlicher Mythos, dass bei der Übernahme der phönizischen Buchstaben zunächst jeder Laut in allen Stellungen immer ‚seinen‘ eigenen Lautwert bezeichnet habe. Es handelte sich ja eben nicht um die Erfindung einer neuen, phonetischen Schrift, sondern um die Übernahme und Adaptation des jahrhundertalten Schriftsystems des semitischen Phönizischen zur Verschriftlichung der damaligen Varietäten des indogermanischen Griechischen.¹¹

Blä. führt aus: „Durch Kyme / Cumae wurde das ionische Alphabet von Euböa noch vor 700

nach Italien vermittelt.¹² Sein Beleg ist GERHARD MEISERS *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*.¹³ Meiser schreibt dort indes korrekt: „Das Alphabet der euböischen Kolonisten gehört zur Gruppe der westgriechischen oder nach Kirchhoffs Einteilung ‚roten‘ Alphabete [...]“.¹⁴ Dass in den im o s t griechischen (ionischen) Alphabet verfassten attischen Inschriften in klassischer und hellenistischer Zeit Wechsel zwischen <ai> und <e> nicht allzu häufig belegt sind, besagt nichts über die w e s t griechische Schreibtradition.

Blä's folgende Ausführungen zu den Zeugnissen der lateinischen Grammatiker beweisen keineswegs eine diphthongische Aussprache von <ae> und <oe> im klassischen Latein. Bereits im Griechischen galt es bei graphischen Diphthongen, drei Fälle der Aussprache des damit gemeinten Lautes zu unterscheiden, nämlich die ἐπικράτεια, die διέξοδος und die κῶσις.¹⁵ Die zitierte Stelle von TERENCE SCAURUS interpretiert Blä. so, als ob damit gemeint sei, dass <ae> durchaus diphthongisch zu sprechen sei, aber „das <e> als Schlussbuchstabe des Diphthongs den stärksten Klang gehabt habe“.¹⁶ Diese Interpretation lässt sich aus dem lateinischen Text nicht zweifelsfrei ableiten. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass Scaurus die Schreibung von < pictai uestis > und < aulai medio > für < pictae > und < aulae > als Metaplasmen¹⁷ bezeichnet.¹⁸ Vorliegend ist von den vierzehn Arten des Metaplasmus eindeutig die Dihärese gemeint,¹⁹ da Scaurus den hier vorliegenden Metaplasmus ja genau als „eius modi syllabarum diductio ut pictai uestis et aulai medio pro pictae et aulae“ spezifiziert.²⁰ Bezeugt wird somit eine dihäretische und folglich undiphthongische, da ja zweisilbige Aussprache der Wörter < pictai > und < aulai > in den jeweiligen VERGIL-Versen. Als Reminiszenz an ENNIUS haben wenige lateinische Dichter, darunter eben auch Vergil mit < pictai > und < aulai >, derartige Dihäresen in ihren Werken verwandt, die als mit dichterischer Lizenz gebrauchte Metaplasmen eben gerade nicht als Zeugnis der normalen Hochsprache gelten können, sondern vielmehr bewusst von dieser abweichen. Den folgenden Satz des Scaurus, „Sed magis in illis e nouissima

sonat, et propterea antiqui quoque Graecorum hanc syllabam per ae scripsisse traduntur“, mag man entweder auf die beiden zitierten Metaplasmen oder auf die normale Aussprache des Lautes, für den die Schreibung <ae> stand, beziehen; im ersten Fall müsste man dann folgern, dass bei einer dihäretischen – und wohlgermerkt nicht sprachnormalen, sondern dichterisch gekünstelten – Aussprache des <ae> in < pictai > und < aulai > eben kein Diphthong [ai], sondern vielmehr zwei mit Dihärese gesprochene Vokale gehört worden seien, deren letzterer eher wie ein e klang; im zweiten Falle wäre die Stelle wohl eher als Hinweis auf eine offene, monophthongische Aussprache des <ae> zu interpretieren.

Auf die vielzitierte Stelle aus *De syllabis* 423-425 des TERENCE MAURUS zur Aussprache von <ae>, aus der sich, so Jan-Wilhelm Beck, „der einzige direkte Hinweis auf die strittige Aussprache der lateinischen Diphthonge AE und OE gewinnen lässt“,²¹ bin ich ausführlich eingegangen,²² was Blä. in seiner Anmerkung l l mit wenigen Worten auf nur eines meiner Argumente verkürzt, dass nämlich die Normalaussprache des griechischen ai zur Zeit des Terentianus Maurus längst monophthongisch war, so dass dessen Gleichsetzung mit lateinischem <ae> eben kein Beleg für eine damalige diphthongische, sondern nur für eine monophthongische Aussprache sein kann. Ich habe aber auch darauf hingewiesen, dass Terentianus Maurus bei der Behandlung des graphischen Diphthongs <eu> auch die Schreibung <aeu> in < Aristaeus > behandelt und hervorhebt, dass sich das <ae> nicht mit dem folgenden <u> in Form eines Diphthongs zu einer Silbe verbindet. Somit muss die Schreibung <ae> für ihn einen monophthongischen e-Laut dargestellt haben.²³ Gleichfalls habe ich angemerkt, dass Terentianus Maurus an anderer Stelle über die Diphthonge schreibt, „uel gemellis cum iugamus syllabam uocalibus, misceant sonum necesse est, iure distent temporum“.²⁴ Unter „misceant sonum necesse est“ mag man die ἐπικράτεια der Langdiphthonge oder die κῶσις bei au, eu und ou verstehen – ich glaube, dass hier die Krasis gemeint sein dürfte –, eine διέξοδος, die alleine tatsächlich diphthongischer Aussprache entspräche, kommt bei dieser Formulierung jedenfalls wohl nicht in

Frage. Schließlich habe ich auch dazu ausgeführt, dass Terentianus Maurus keinen Unterschied zwischen graphischen Diphthongen wie <ei>, die für ihn zweifelsfrei Monophthonge waren, und den Schreibungen <ae> und <oe> macht.²⁵

Auf meinen Kommentar zu PRISCIAN'S Behandlung der Diphthonge <ae> und <oe>²⁶ geht Blä. inhaltlich nicht ein. Die von ihm angeführte Priscian-Stelle besagt nur, dass jeder der beiden Buchstaben eines Diphthongs bei alleinigem Vorkommen für einen eigenen Laut steht und dass die von den Dichtern bisweilen gebrauchte dihäretische Aussprache eben nicht der Normalaussprache des Lateinischen entsprach. Priscian diskutiert ja eben die unterschiedlichen Aussprachen, für welche die lateinische Schreibung <ae> stehen konnte, und vergleicht u. a. die äolische Schreibung α für α etwa in φαῖσιν anstelle von φᾶσιν oder bei der Endung des Akkusativs Plural der a-Deklination auf graphisches -αις statt auf übliches -ας, mit der eindeutig ein Monophthong gemeint ist, mit dem lateinischen Gebrauch des <ae>.²⁷

Auch zu der Stelle des ‚MARIUS VICTORINUS‘ (vermutlich größtenteils APHTHONIUS), die Blä. anführt,²⁸ habe ich ausgeführt,²⁹ worauf Blä. jedoch nicht eingeht. Blä.'s Ausführungen, dass „die Beibehaltung der Schreibung <ae> einen phonetischen Grund gehabt haben muss“³⁰ (und zwar im Gegensatz zu dem Übergang von den Schreibungen <-ois>/<-ais> zu <is> im Dativ und Ablativ Plural der o- und a-Deklination), sind kein sprachwissenschaftliches Argument, sondern eine subjektive Meinung.

Wer mit sprachwissenschaftlich geschultem Blick die nach Meinung Blä.'s „schwer widerlegbaren literarische[n] und inschriftliche[n] Belege“³¹ mustert, denen zufolge die lateinische Schreibung <ae> „zweivokalig“ ausgesprochen worden sei, mag sich wundern, wie wenig diese vermeintlichen Belege bei näherer Betrachtung hergeben. Blä.'s erster Irrtum besteht darin, dass er offenbar meint, die Verschriftlichung des Lateinischen beruhe auf einer genauen phonetischen Wiedergabe der Sprachlaute durch die Schrift. Tatsächlich war aber das lateinische Alphabet von Anfang an überwiegend phonologisch konzipiert und gab noch im 1. Jahrhundert nach Christus

dem Zeugnis des QUINTILIAN zufolge die tatsächliche Aussprache des Lateinischen nicht in allen Punkten wider.³² Spekulativ wird es bei folgender Vermutung Blä.'s: „Die Genauigkeit, die seit dem 7. Jahrhundert bei der Verschriftlichung der lateinischen Sprache angewandt wurde, wird schon aus der Selbstständigkeit deutlich, mit der Rom das aus Cumae entlehnte Alphabet immer genauer der lateinischen Sprache anpasste. So muss es auch mit der Wiedergabe der Vokale gewesen sein: anfangs hörte man noch einen Diphthong [ai], der dann zu [ae] abgeschwächt und entsprechend geschrieben wurde.“³³ Wie Blä. eine Genauigkeit der Verschriftung der lateinischen Sprache etwa im 7. und 6. vorchristlichen Jahrhundert ohne eine genaue Kenntnis der damaligen Sprache und zahlreiche entsprechende Belege aus jener Zeit belegen will, kann ich nicht nachvollziehen. Zwischen dem Sprachstand und der Schrift der *Lapis Niger*-Stele aus vermutlich dem 6. Jahrhundert und der lateinischen Sprache und Schrift etwa des 1. Jahrhunderts lagen Jahrhunderte der Sprach- und Schriftentwicklung, die in der Anfangszeit kaum dokumentiert sind. Hier eine Genauigkeit der Verschriftlichung bereits seit ältester Zeit zu unterstellen und darauf die zitierte Vermutung hinsichtlich der Vokale und Diphthonge zu stützen, ist wohl mehr als gewagt. Dass Quintilian nur darüber spekulieren konnte, dass man vielleicht vor Jahrhunderten auch so gesprochen haben könnte, wie man schrieb, ist alles andere als ein Beleg dafür, dass einem graphischen <ai> auch ein [ai] entsprochen hätte. Quintilian selbst konnte unter Kaiser CLAUDIUS und nach dessen Regierungszeit mehrfach erleben, wie sich die Orthographie des Lateinischen änderte, ohne dass davon die tatsächliche Aussprache betroffen war oder ein Lautwandel erfolgt wäre.

Dass eine dihäretische Aussprache nach der Schrift als Metaplasmus und damit in normaler Sprache als falsch galt, ward bereits ausgeführt. Wenn in lateinischer Dichtung, was eben seit ENNIUS in seltenen Fällen vorkommt, <ai> zweisilbig gemessen wird, so kann es in dieser gekünstelten Sprache jedenfalls, wie ausgeführt, kein Diphthong gewesen sein, da ein Diphthong niemals zweisilbig sein kann, sondern definiti-

onsgemäß immer auf eine Silbe beschränkt bleibt. Zu den von Blä. angeführten Stellen des LUCILIUS und des VARRO sei wiederholt, was ich dazu in dem von Blä. kritisierten Aufsatz ausführe: „Für eine ‚Spaltung‘ des Lateinischen um 200 v. Chr. in eine Hochsprache und eine Volkssprache gibt es gleichfalls keine sicheren Belege; die von HELMUT RIX (s. Anm. 55) 12-13 aus Lucilius und vor allem Varro angeführten Gegenüberstellungen unterschiedlicher Schreibungen <ae> vs. <e> können genauso gut als Unterschiede im Öffnungsgrad eines durchgehend monophthongischen e-Lautes interpretiert werden und beweisen für sich genommen keine diphthongische Aussprache dieser Schreibung im urbanen Bereich, sondern lediglich eine qualitativ andere Realisierung des zugrundeliegenden Lautes in der Stadt als auf dem Land. Auch für die immer wieder zu lesende Behauptung, eine römische Oberschicht hätte hinsichtlich der graphischen Diphthonge <ae> und <oe> über Jahrhunderte eine andere Aussprache als der Großteil der Lateinsprecher gepflegt, gibt es weder Belege noch dergestalt auslegbare Hinweise.“³⁴ Die von Blä. angeführte CICERO-Stelle (*de or.* 3, 46) hat methodisch nichts mit der Frage der historischen Aussprache von <ae> und <oe> zu tun; sie wäre natürlich auch vor dem Hintergrund zu lesen, dass uns noch Quintilian bezeugt, wie im Lateinischen aus den älteren Schreibungen <e> in Wörtern wie <Menerva>, <leber> oder <magester> oder in der Endung von <Dioue uictore> in der jüngeren Orthographie der Hochsprache ein <i> werden konnte.³⁵

Dass das Lateinische nicht nur diachrone, sondern auch diatopische und diastratische Varietäten aufwies, ist unstrittig. Blä.'s Ausführungen zu <au> stehen nicht in Widerspruch zu meiner Feststellung „Allein der graphische Diphthong <au> konnte neben einer monophthongischen Aussprache als [o:] wohl auch zur graphischen Wiedergabe einer tatsächlich diphthongischen Aussprache gebraucht werden.“³⁶ Ich ergänze, dass die Möglichkeit einer diphthongischen Aussprache auf Teilen des Reichsgebiets im Lateinischen lange und teilweise auch im späteren Romanischen (etwa im Galicisch-Portugiesischen) erhalten blieb, während keine einzige romanische Sprache auch nur einen Rückschluss

auf eine ehemals diphthongische Aussprache der alten lateinischen Schreibungen <ae> und <oe> erlaubt.

Blä. irrt, wenn er aus der Auslassung des auslautenden *-m* in einer stadtrömischen Inschrift des 1. Jahrhunderts v. Chr. auf eine ‚vulgärsprachliche‘ Form schließen will;³⁷ wie will er denn diesbezüglich die älteren Inschriften, die vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. entstanden, beurteilen? Richtig ist vielmehr, dass es seit etwa dem Ende des dritten römisch-makedonischen Krieges eine deutliche Tendenz gab, in offiziellen Inschriften das auslautende, vermutlich nasalierte *-m* wieder zu schreiben; die angeführte Inschrift des ersten Jahrhunderts vor Christus steht mit ihrer Auslassung des *-n* dagegen durchaus in einer Reihe mit vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts verfassten offiziellen Inschriften, die es gleichfalls ausließen. Ein Urteil über die Orthographie dieser Inschrift ist möglich, aber man sollte nicht vorschnell aus der Schreibung auf eine vermeintlich diastratisch von der Sprache der Oberschicht unterschiedliche volkssprachliche Aussprache schließen, da wohl nicht nachweisbar wäre, dass die Oberschicht bezüglich des auslautenden *-m* eine andere Aussprache als der Rest der lateinischen Sprachgemeinschaft gepflegt hätte.

Blä. nimmt einige der von mir angeführten altlateinischen Schreibungen von <ei> für [i:] wie <quei> und <tibei> auf und schließt vorschnell von der Schreibung auf eine mutmaßliche diphthongische Aussprache zur Zeit ihrer Entstehung. Das ist alles andere als plausibel, weil in der dominanten Schriftkultur Griechenlands und Italiens die Schreibung <ei>, die ursprünglich einmal ein langes [e:] bezeichnet haben mochte, eben seit langem für ein langes [i:] stand, so dass es völlig unplausibel wäre, für lateinisches <ei> einen anderen Lautwert als für griechisches εἰ anzusetzen, wie es Blä. hier vorschlägt. Die Beibehaltung orthographischer Gewohnheiten auch in Inschriften, die er als „vulgärlateinisch“ einstuft – ich halte diesen Begriff für schlecht gewählt und habe an anderer Stelle ausgeführt, weswegen ich die romanistische Konstruktion eines hypothetischen „Vulgärlateins“ für verfehlt halte³⁸ –, kann man beim besten Willen nicht

als eindeutigen Beleg für eine diphthongische Aussprache, sondern zunächst nur als eine (teilweise aufgrund des niedrigen Bildungsgrades der Schreiber) inkonsequente Orthographie werten. Die häufigen ‚Verwechslungen‘ zwischen <ae> und <e> seit Anbeginn der Kaiserzeit lassen sich besser (und einfacher) mit unterschiedlichen Öffnungsgraden zweier e-Laute als mit einem hypothetischen Unterschied zwischen einer diphthongischen und einer monophthongischen Aussprache erklären. Auf <oe> geht Blä. übrigens – vermutlich aufgrund des evidenten Mangels an Argumenten für die von ihm als richtig unterstellte diphthongische Aussprache des <oe> im *Pronuntiatius restitutus* – kaum ein, ihm scheint es vor allem um die ‚Rettung‘ der Aussprache des <ae> als [ai] zu gehen.

Blä. bringt seine Ausführungen vornehmlich zu <ae> wie folgt auf den Punkt: „Sofern man also nicht diatopischen und diastratischen Varietäten folgen will, sondern der Hochsprache des Kerngebiets, also Rom und Latium, sollte man bei der Aussprache der literarischen Texte weiterhin getrost den Regeln des *Pronuntiatius restitutus* folgen und weiterhin von [Caesar] und nicht von [Cesar] sprechen.“³⁹ Die Existenz diatopischer und diastratischer Varianten im antiken Latein ist, wie angemerkt, unstrittig; einen schlüssigen Nachweis, dass die Graphien <ae> und <oe> in Rom und Latium jemals für eine diphthongische Aussprache gestanden haben könnten, erbringt Blä. jedoch nicht. Der monophthongische Lautwert, der den von Blä. zitierten diphthongischen Schreibungen im zum klassischen Latein zeitgenössischen Griechisch zugewiesen ward, dürfte dagegen unstrittig sein und spricht gegen Blä.’s These, dass aus diphthongischen Schreibungen auch auf diphthongische Aussprachen zum Zeitpunkt ihrer Niederschrift geschlossen werden dürfe. So einfach ist es eben nicht.

Blä. kommt auch auf von mir hervorgehobene Beispiele für Unterschiede zwischen Schrift und tatsächlicher Aussprache zu sprechen: „Auch andere Thesen Sch.s sind nicht korrekt: [h] werde zwischen [e] eingeschoben, um einen Langvokal in *vehemens* < *vemens* anzudeuten. Aber wie das Pf. *vexi*, *vectus* und die gesamte Sprachverwandtschaft zeigen, ist das *h* etymologisch.“⁴⁰

Erneut unterstellt Blä. mir hier etwas, was ich so nicht behauptet habe. In meinem Text heißt es: „Besonders im Umbrischen, aber auch im Lateinischen konnte man ein (bisweilen etymologisches, bisweilen etymologisch auch nicht motiviertes) *h* zwischen die beiden Vokale setzen, um so den Langvokal anzugeben, also beispielsweise *-ehe-* für *-ē-*. Im Lateinischen begegnet dies beispielsweise in Schreibungen wie *uehemēns* / *uehementer*, die für *uēmēns* / *uēmenter* stehen.“⁴¹ Zur Normalaussprache von *uehemēns* als *uēmēns* – und um nichts anderes geht es hier, aus der Etymologie folgt ja nicht die jahrhundertlange Beibehaltung einer mutmaßlichen älteren Aussprache – mag Blä. die diesbezüglichen Ausführungen der Orthographen Terentius Scaurus und VELIUS LONGUS nachlesen.⁴² Es kommt in diesem Zusammenhang eben nicht auf die Etymologie an – die von Scaurus angeführte Etymologie ist nach heutigem Kenntnisstand übrigens nicht richtig –, sondern darauf, dass als damaliger Standard mindestens ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. eben die Schreibung ohne <h> von maßgeblichen Orthographen vorgegeben ward. Bereits CORSEN erinnert für die ältere Zeit an die umbrische Orthographie, einen Langvokal durch Verdoppelung des Vokalzeichens mit dazwischengesetztem *h* zu schreiben; er hält es für wahrscheinlich, dass die Umbrer diese Gewohnheit von den Sabelern oder den Samniten übernommen haben könnten.⁴³

Den antiken Zeugnissen zufolge ward anders, als von Blä. angedeutet, ein [m] vor einem stimmlosen Verschlusslaut regelmäßig als [n] gesprochen, und darüber, dass das auslautende *-m* entweder ganz verstummt war oder als lediglich schwach zu hörender Nasal artikuliert ward, dürfte wohl auch kein wesentlicher Dissens bestehen. Es geht somit nur um die Frage, ob das <numquam> geschriebene Wort eher *nunca* oder *nunqua* gesprochen ward. Darüber mag man streiten. Sowohl die antiken Quellen als auch die meisten romanischen Sprachen lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass <qu> vor der Ausdifferenzierung des spätantiken Lateins und der späteren Herausbildung der romanischen Sprachen bereits in der frühen Kaiserzeit als einfaches [k] gesprochen ward, das in der Spätan-

tike vor hellen Vokalen dann meist palatalisiert ward. Französisches *car* aus lateinischem *quārē* ist eines von vielen Beispielen. Die im Mittelalter entstandene italienische Kunstsprache, die erst seit Ende des 19. Jahrhunderts⁴⁴ und insbesondere unter dem Faschismus als Mehrheitssprache Italiens durchgesetzt ward, hat bei weitem nicht die Bezeugungstiefe wie die tatsächlich direkt auf das antike Latein zurückgehenden anderen romanischen Sprachen oder die italienischen *dialetti*.

Ad 2.) Bezüglich des musikalischen Tonhöhenmorenakzents des Lateinischen stimmt Blä. meinen Thesen großenteils zu. Unrichtig ist jedoch seine Behauptung, dass die antiken Grammatiker lehrten, dass ein Zirkumflex auf einer Paenultima zu einem Akut werde, wenn die letzte Silbe *lang* sei;⁴⁵ richtig ist vielmehr, dass dann, wenn die letzte Silbe *naturlang* ist, der Akzent auf die vom Wortende her gerechnet drittletzte Vokalmore zurücktritt, so dass dann auch auf einer naturlangen Paenultima nur ein Akut stehen kann. Falsch ist auch die von Blä. wie folgt wiedergegebene Regel MANU LEUMANNIS: „Bei Morenrechnung lautet die Regelung: der Akzent steht auf der ersten der zwei Moren vor der Schlussilbe: *ánimus*, *amícus* (in Morenschreibweise *amícus*), *régius*“.⁴⁶ In der ihm eigenen apodiktischen Weise bezeichnet Blä. meine Kritik an dieser Regel als „barsch“.⁴⁷ Nun erfasst diese Regel aber eben nicht alle Fälle und lieferte daher bei ihrer strikten Anwendung falsche Ergebnisse. Nach Leumann wäre der Ablativ Singular von *lūstrum* auf der ersten der zwei Moren vor der Schlussilbe zu betonen, in Morenschreibweise somit als **lúüstroo*; nach dem einhelligen Zeugnis der antiken Grammatiker muss in solchen Fällen, die ja allein aufgrund der Kasusendungen bei Wörtern mit naturlanger Paenultima überaus häufig sind, tatsächlich die zweite der zwei Moren vor der Schlussilbe betont werden: *luústroo*. Das ist keine Kleinigkeit, sondern betrifft Tausende von Fällen!

Sodann argumentiert Blä. auf einer ganz anderen Ebene, indem er die wissenschaftliche Beschreibung des lateinischen Akzents und die Sprachpraxis des modernen Lateinunterrichts⁴⁸ vermischt. Wenn die Quellen nun einmal eindeutig besagen, dass bei langvokalischer Ultima eine naturlange Paenultima nur auf ihrer zweiten

Vokalmore betont werden und folglich nur den Akut tragen kann, wäre es unzulässig, in der wissenschaftlichen Beschreibung des Lateinischen einen Zirkumflex oder sogar einen Silbenakzent statt eines Tonhöhenmorenakzents für die vorletzte Silbe solcher Wörter zu postulieren.

Blä. unterstellt mir irrigerweise, dass ich nicht weniger als 30 Regeln für die lateinische Betonung aufgestellt hätte, um sodann zu behaupten: „Nach einem solchen Regelwerk kann keine Sprache funktionieren.“⁴⁹ Er vermeint, dass es in ‚meinem‘ System nur genau einer Regel bedürfe: „die Pänultima kann nur dann einen Circumflex tragen, wenn die letzte Silbe kurz ist.“⁵⁰ Seine beiden Behauptungen sind falsch. Zunächst einmal habe ich die Regeln der antiken Grammatiker nicht in dreißig Regeln definiert, sondern in sechs Punkten zusammengefasst.⁵¹ Sodann wäre die von Blä. gegebene Regel unvollständig. Schließlich kam es mir darauf an, anhand von belegten Akzentuierungen die tatsächliche Akzentuierung bei unterschiedlicher vokalischer Quantitätenstruktur der jeweils relevanten ein bis drei letzten Silben zu veranschaulichen. Dazu habe ich in der Tat dreißig kombinatorische Möglichkeiten – insbesondere für bei den antiken Grammatikern belegte Ausnahmen von den allgemeinen Akzentregeln – unterschieden und deutlich darauf verwiesen, dass ich mich in diesem Falle zur Beschreibung der Struktur der Vokallängen der Terminologie der antiken Versfüße nicht in metrischer Hinsicht – also nicht bezüglich der silbischen Struktur, die ja auch die Konsonanten einbezieht –, sondern eben ausschließlich hinsichtlich der Vokalstruktur bediene, so dass in dieser Terminologie ein Daktylus somit eine Abfolge von einem langen und zwei kurzen Vokalen ist und es nicht interessiert, ob die vorletzte Silbe geschlossen und damit positionslang ist oder nicht. Folglich ist im Rahmen dieser Terminologie *dēdiscit* ein Daktylus, der aufgrund der Positionslänge der Pänultima auf dieser nur mit einem Akut betont werden kann.⁵²

In einem kurzen Exkurs⁵³ geht Blä. darauf ein, dass deutschen Muttersprachlern bestimmte Besonderheiten der lateinischen Aussprache wie die Doppelkonsonanzen oder die kurzvokalische Aussprache betonter Silben schwer falle. Dies

trifft zu und liegt im letztgenannten Falle daran, dass im Deutschen der Vokal einer betonten Silbe aufgrund des deutschen dynamischen Druckakzents, der ja ein Silbenakzent ist, immer gelängt wird. Das Phänomen trifft nicht nur, wie Blä. vermutet, bei jambischen Wörtern, sondern wegen der lautgesetzlichen Vokallängung aller betonten Silben des Deutschen allgemein auf. Viel schwerer für die lateinische Metrik wiegt indes, dass Deutsche in den allermeisten Fällen bei vokalisch anlautenden Wörtern des Lateinischen einen stimmlosen glottalen Plosiv [ʔ] sprechen, der völlig unlateinisch ist, also etwa „[ʔ] *arma uirumque canō Trōiae quī prīmus* [ʔ] *ab* [ʔ] *ōrīs*“. ⁵⁴ Nichts zerstört die metrische Struktur lateinischer Dichtung mehr als die überaus häufige Hinzufügung dieses Glottisschlags zu Beginn aller vokalisch anlautenden Wörter, wodurch die Synepie im Versinneren regelrecht zerstückelt wird und der Vortrag eben ‚typisch deutsch‘ klingt.

Blä.'s Behauptung, ich sei „mit der Realität der lateinischen Akzentreglung in Konflikt“ gekommen, ⁵⁵ ist irreführend. Ich habe vielmehr festgestellt, dass die überlieferte proparoxytonale Betonung von Wortformen wie *dōminī* oder *dōminō* anderen Regeln als die Betonung zweisilbiger Wörter folgt, da hier – wenn man einmal von Synkopierungen wie *dōmnī* und *dōmnō* absieht – mit der Betonung der viertletzten Vokalmore offensichtlich andere Regeln als bei den zweisilbigen Wörtern zugrundeliegen, bei denen ja nur die drittletzte Vokalmore den Hochton tragen kann. Ich habe dazu die Vermutung geäußert, dass dies möglicherweise einem älteren Akzentsystem geschuldet sein könnte, das zu dem des klassischen Lateins umgebaut ward. ⁵⁶

Den Beweis für seine Behauptung, dass bei PLAUTUS das phonetische Wort *inillō* trotz positionslanger Paenultima auf seiner drittletzten Silbe betont worden wäre, ⁵⁷ bleibt Blä. schuldig. Aus der metrischen Struktur lassen sich keine Aussagen über die Akzentuierung der phonetischen Wörter gewinnen. Arsis und Thesis in lateinischen Versfüßen haben nichts mit dem Tonhöhenmorenakzent zu tun; erstere betreffen lediglich die Rhythmik, ⁵⁸ letzterer die melodische Stimmführung. ⁵⁹

Ich halte fest, dass Blä. zu meinen Thesen bezüglich des graphischen Diphthongs <oi> / <oe> nichts Wesentliches ausführt und seine Argumentation bezüglich einer mutmaßlichen diphthongischen Aussprache der Schreibung <ae> in Rom und Latium zur Zeit des klassischen Lateins einer sprachwissenschaftlichen Prüfung nicht standhält. Sprachwissenschaftlich valide Belege für eine mutmaßliche diphthongische Aussprache von <ae> und <oe> wird man wohl auch nicht beibringen können. Der *Prōnūntiātus restitūtus* ist bezüglich seiner Aussprache von <ae> und <oe> unhistorisch und daher unhaltbar. Er bedarf einer grundlegenden Revision.

Anmerkungen:

- 1) Ich danke Herrn André Manuel Fischer (Lessing-Gymnasium in Frankfurt am Main) für das aufmerksame Gegenlesen dieser Treplik und einige Hinweise.
- 2) „Zur Aussprache, Schreibung und Betonung des Lateinischen: Weshalb der Pronuntiatius restitutus in einigen Punkten falsch ist“, in: *Forum Classicum* 1 (2016), S. 12-18 (fortan als Schönberger 2016 zitiert).
- 3) Jürgen Blänsdorf: „Ist der Pronuntiatius Restitutus falsch? Eine Entgegnung auf Axel Schönbergers Thesen“, in: *Forum Classicum* 3 (2016), S. 160-165.
- 4) Blä., *a. a. O.*, S. 160, linke Spalte.
- 5) Blä., *a. a. O.*, S. 160, linke Spalte.
- 6) Ich habe vielmehr wie folgt formuliert: „Im Altlatein standen die Schreibungen <ai>, <aei> und <ae> für einen im Regelfall zweimorigen Monophthong, der wohl teilweise als [e:], teilweise als [i:] gesprochen ward und vor Vokal gekürzt werden konnte. Der graphische Diphthong <oi> / <oe> bezeichnete wohl einen mit Lippenrundung artikulierten geschlossenen, zweimorigen Vorderzungenvokal [y:], der vor Vokal auch gekürzt werden konnte. Im Laufe der Zeit ging man freilich dazu über, immer mehr Wörter und Wortformen statt mit <oe> nach Art des ostgriechischen Einheitsalphabets mit <u> zu schreiben, das im Lateinischen bekanntlich sowohl für [u] / [u:] als auch für [y] / [y:] stand und eventuell sogar noch einen weiteren Laut bezeichnete.“ (Schönberger, *a. a. O.*, S. 12, rechte Spalte).
- 7) Siehe Harald Haamann: *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt am Main; New York: Campus-Verlag, ²1991, S. 282-289, insbesondere S. 286. Auch Wilhelm [Paul] Corssen: *Über Aussprache*,

Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache, erster Band, Teil I, Nachdruck Hildesheim; Zürich; New York: Olms, 2006, S. 5, spricht sich mit Bezug auf Mommsen gegen die These einer Übernahme des lateinischen Alphabets von den Etruskern aus und argumentiert, dass es sich aus dem Alphabet der Griechen aus Cumae und Sizilien entwickelt habe.

- 8) Blä., *a. a. O.*, S. 160, rechte Spalte.
- 9) Der Übergang von Schreibungen wie <QVOIRA> zu <CVRA>, <QVOIVS> zu <CVIVS> oder <QVOIEI> > <QVOI> zu <CVI> dürfte beispielsweise nicht einem Wandel der Aussprache, sondern lediglich einer Änderung der orthographischen Gewohnheiten geschuldet gewesen sein. Vgl. etwa Quint. inst. 1,7, 27: „illud nunc melius, quod ‚cui‘ tribus quas praeposui litteris enotamus, in quo pueris nobis ad pinguem sane sonum *qu* et *oi* utebantur, tantum ut ab illo ‚qui‘ distingueretur.“ (Da bekanntlich der Dativ Singular und der Nominativ Plural des Maskulinums des Relativpronomens gleich ausgesprochen wurden, versuchte man den Homonymenkonflikt zumindest orthographisch durch unterschiedliche Schreibungen beider Formen zu entschärfen; auch die modernere Schreibung <cui>, deren Einführung Quintilian erlebte, ist ja lautlich ebenso wie die Schreibung <qui> zu lesen.
- 10) Siehe etwa Eduard Schwyzer: *Griechische Grammatik auf der Grundlage von Karl Brugmanns griechischer Grammatik*, erster Band: *Allgemeiner Teil – Lautlehre – Wortbildung – Flexion*, München: Beck, 1939, S. 140.
- 11) Die nahöstliche Diskurstradition des Schreibens, zu der die phönizische Schrift zählt, geht wohl auf die erste Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurück, hat also ihrerseits schon eine lange Geschichte, bevor es zur Übernahme des Alphabets durch die Griechischen kommt. Falls sie anfangs eine rein phonetische Schrift gewesen sein sollte, so wäre jedenfalls zu Beginn des ersten Jahrtausends vor Christus, dem mutmaßlichen Zeitraum der Entstehung der urgriechischen Alphabete, nach einer bereits jahrhundertelangen Entwicklung von Sprache und Schrift keine völlige Übereinstimmung zwischen Laut und Schrift, sondern vielmehr eine Reihe orthographischer Besonderheiten zu erwarten, wie sie bei praktisch allen Sprachen anzutreffen sind, deren Verschriftung bereits mehrere Jahrhunderte zurückliegt. Siehe Haarmann, *a. a. O.*, S. 269-282; zum Abdo-Fragment, das vermutlich aus dem 17. oder 16. Jahrhundert v. Chr. stammt, S. 269.
- 12) Blä., *a. a. O.*, S.160, rechte Spalte.
- 13) Damstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 47-50.
- 14) Meiser, *a. a. O.*, S. 47; auch S. 49: „Das westgriechisch-etruskische und somit auch das lateinische Alphabet [...]“.
- 15) Vgl. Axel Schönberger: *Zur Behandlung der Akzentuierung des Altgriechischen in ausgewählten deutschen Darstellungen unter kritischer Betrachtung griechischer Quellen des ersten Jahrtausends nach Christus*, Frankfurt am Main: Valentia, 2016, S. 101-102. – Nur bei denjenigen graphischen Diphthongen, die mittels einer διέξοδος gesprochen wurden, waren beide Laute mit ihrem ursprünglichen Lautwert zu hören. Konventionsgemäß sprach man aber über Jahrhunderte auch in den Fällen der ἐπικράτεια und der κῶσις von Diphthongen, obwohl es sich an sich nicht um solche handelte. Griechisches αι/αε und οι/οε sind zudem ein Sonderfall, der aus der erwähnten Systematik herausfällt.
- 16) Blänsdorf *a. a. O.*, S. 160, rechte Spalte.
- 17) Ich zitiere Donats Definition des Metaplasmus: „*Metaplasmus est transfomatio quaedam recti solutique sermonis in alteram speciem metri ornatusue causa.*“ (Axel Schönberger: *Die Ars maior des Aelius Donatus; lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Lateingrammatik des 4. Jahrhunderts für den fortgeschrittenen Anfängerunterricht*, Frankfurt am Main: Valentia, 2009, S. 144.)
- 18) Axel Schönberger: *Zur Lautlehre, Prosodie und Phonotaktik des Lateinischen gemäß der Beschreibung Priscians in: Millennium: Jahrbuch zu Kultur und Geschichte des 1. Jahrtausends n. Chr.* 11 (2014), S. 121-184, S. 154 (fortan als Schönberger 2014 zitiert). Ebendort wurden im Druck bei der zitierten Stelle von Scaurus die fraglichen Beispielwörter „*pictai uestis*“ und „*aulai medio*“ zu „*pictae uestis*“ und „*aulae medio*“ verändert.
- 19) Donat definiert sie wie folgt: „*Diaeresis est discissio syllabae unius in duas facta, ut ‚olli respondit rex Albai longai*“ (Schönberger 2014: 146).
- 20) Federico Biddau weist in seiner Ausgabe *Q. Terentii Scauri De orthographia: introduzione, testo critico, traduzione e commento*, Hildesheim: Weidmann, 2008 (Collectanea Grammatica Latina; 5), S. 131-132, darauf hin, dass auch andere Grammatiker diesen Sprachgebrauch Vergils als Metaplasmus, somit als „barbarismo metrico“ (S. 132), und insbesondere als Dihärese bezeichneten. Folglich belegt die Klassifizierung dieser beiden Vergilstellen als Metaplasmen lediglich, dass eine dihäretische Aussprache der Schreibung <ae> als *ai* eben nicht der normalen

lateinischen Aussprache entsprach, sondern nur einen gekünstelten dichterischen Sonderfall darstellte. (Auf die Ausführungen, die er auf den Seiten 130-131 zur orthographischen Tradition der alternativen Schreibungen <ai> und <ae> macht, einzugehen, würde hier zu weit führen.)

- 21) Jan-Wilhelm Beck: *Terentianus Maurus, De syllabis*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993, S. 199.
- 22) Schönberger (2014: 147-154).
- 23) Siehe Schönberger (2014: 151).
- 24) Keil VI, 365, vv. 1326-1327; Schönberger (2014: 152).
- 25) Schönberger (2014: 153-154).
- 26) Schönberger (2014: 130-141).
- 27) Keil II, 37, 8 - 38, 20; dazu Schönberger (2014: 136-141).
- 28) Blä., *a. a. O.*, S. 164, Anm. 13.
- 29) Schönberger (2014: 146-141).
- 30) Blä., *a. a. O.*, S. 161, linke Spalte.
- 31) Blä., *a. a. O.*, S. 161, linke Spalte.
- 32) Quint. inst. I, 4, 7-17.
- 33) Blä., *a. a. O.*, S. 161, linke Spalte.
- 34) Schönberger (2014: 171-172, Anm. 134).
- 35) Quint. inst. I, 4, 17.
- 36) Schönberger (2016: 13, linke Spalte).
- 37) Blä., *a. a. O.*, S. 161, rechte Spalte.
- 38) Siehe dazu meine ausführliche Besprechung von „Reinhard Kiesler: Einführung in die Problematik des Vulgärlateins. Tübingen: Niemeyer, 2006 (Romanistische Arbeitshefte; 48), ISBN 3-484-54048-6, 136 S.“, in: *Lusorama* 81-82 (Mai 2010), S.221-246.
- 39) Blä., *a. a. O.*, S. 162, linke Spalte.
- 40) Blä., *a. a. O.*, S.162, linke Spalte.
- 41) Schönberger (2016:14, rechte Spalte).
- 42) Terentius Scaurus: „*Similiter peccant et qui nux et trux et ferox in novissimam litteram s dirigunt, cum alioqui duplex sufficiat, quae in se et s habet. item qui reprehensus cum aspiratione scribunt, cum eam prima positio non habeat, et similiter vehemens, cum a vi mentis dicatur.*“ (Keil VII, I 9, 13-16). Velius Longus: „*Et de H littera quaeritur, quae se [cum his] aut inseruit vocalibus aut praeposuit: inseruit, ut in his, vehemens reprehendit, cum elegantiores et vementem dicant et reprodit secundum primam positionem: prendo enim dicimus, non prehendo.*“ (Keil VII, 68, 14-17).
- 43) Wilhelm [Paul] Corssen, *a. a. O.*, S. 15: „Die Umbre schrieben namentlich in den jüngeren Sprachdenkmälern vielfach im Inlaute, fast niemals im Auslaute und in den Flexionsendungen, um die Länge der Vokale ā, ē, ī, ō, ū zu bezeichnen, das Vokalzeichen doppelt, und setzten dann zwischen die beiden Vokalbuchstaben ein etymologisch bedeutungsloses h [...]“.
- 44) Siehe etwa Tullio De Mauro zur sprachlichen Lage Italiens in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts: „In conclusione, negli anni dell'unificazione nazionale, gli italofoeni, lungi dal rappresentare la totalità dei cittadini italiani, erano poco più di seicentomila su una popolazione che aveva superato i 25 milioni di individui: a mala pena, dunque, il 2,5% della popolazione, cioè una percentuale di poco superiore a quella di colore che allora e poi nelle statistiche ufficiali venivano designati come ‚alloglotti.‘“ (Tullio De Mauro: *Storia linguistica dell'Italia unita*, Bari: Laterza, 1983, S. 43.)

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**



**Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de**

- 45) So Blä., *a. a. O.*, S. 162, linke Spalte.
- 46) Blä., *a. a. O.*, S. 162, rechte Spalte.
- 47) Meine von Blä. als „barsch“ empfundene Kritik an Manu Leumanns Regel lautet wie folgt: „Die Morenstruktur der drei Beispielwörter hat Manu Leumann durchaus richtig erfasst, obgleich konventionsgemäß an sich *amīcus* zu schreiben gewesen wäre. Ihm ist aber offenbar entgangen, dass seine Regel nicht alle Fälle abdeckt, da im Falle von Akzentuierungen wie *āris* (*aāriis*) oder *Rōmā* (*Roómāa*, – im Unterschied zu den Nominativformen *āra* und *Rōma* – der Akzent nicht auf der zweiten, sondern auf der ersten More vor der Schlussilbe steht, was auch für entsprechende drei- oder mehrsilbige Wörter wie *Athēnae* (*Atheénāe*) oder *Rōmānī* (*Roomānīi*) gilt.“ (Axel Schönberger: *Priscians Darstellung des silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzents des Lateinischen: lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des Buches über den lateinischen Akzent*, Frankfurt am Main: Valentia, 2010 (fortan als Schönberger 2010 angeführt), S. 176-177; ders.: „Zum silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzent des klassischen Lateins“, in: Beatrice Nickel (Hrsg.): *Die Poesie und die Künste als inszenierte Kommunikation: Festschrift für Reinhard Krüger zum 60. Geburtstag*, Tübingen: Stauffenburg, 2011, S. 311-337.)
- 48) Bezüglich einer möglichen Berücksichtigung des Tonhöhenmorenakzents in der Sprachpraxis des Schulunterrichts habe ich am Ende meiner knappen Ausführungen im *Forum Classicum* wie folgt formuliert: „[...] brauchen allerdings heutzutage wohl nur Schüler zu wissen, die sich etwa in der Oberstufe tiefergehend für das Lateinische interessieren. Für den Anfängerunterricht in der Sexta, Quinta oder Quarta wäre eine Einführung in die dem Deutschen fremde Betonungsart des Lateinischen wohl doch zu schwierig.“ (Schönberger 2016: 17).
- 49) Blä., *a. a. O.*, S.163, linke Spalte.
- 50) Blä., *a. a. O.*, S.163, linke Spalte.
- 51) Schönberger (2010: 158-160).
- 52) Metrisch wäre es nach meiner Definition übrigens kein Antibacchius, den Blä. bei diesem Wort vermutlich ansetzen würde, sondern ein Molossus, da ich im Lateinischen geschlossene Silben auch dann, wenn nur ein Konsonant auf einen Vokal folgt, als metrisch lang definiere. Die herkömmliche Definition, dass eine Silbe dann positionslang sei, wenn auf ihren Vokal mindestens zwei Konsonanten folgen, beschreibt im Grunde nichts anderes. Durch die Berücksichtigung der lateinischen Synepie, also des Vorkommens phonetischer Wörter, ist es indes möglich, das von den antiken Grammatikern mit vielen aufwendigen Regeln beschriebene System viel einfacher zu fassen und als Regel zu postulieren, dass eine Silbe in metrischer Hinsicht dann und nur dann kurz ist, wenn sie im konkreten Kontext kurzvokalisch und offen gesprochen wird. Sagt man etwa *hoc-dē-dis-ci-til-le*, so wird die letzte, kurzvokalische Silbe von *dēdiscit* offen gesprochen und ist damit metrisch kurz. Antwortet man auf ein *dēdiscitne hoc?* mit einfachem *dēdiscit*, so ist die letzte Silbe geschlossen und damit metrisch lang.
- 53) Blä., *a. a. O.*, S. 163, linke Spalte.
- 54) Ein weiterer Aussprachefehler der Deutschen liegt dabei meist in langvokalisch gesprochenem „*Trōiae*“ anstelle von korrektem kurzvokalischen „*Trōīae*“, wie es beispielsweise Cicero sprach.
- 55) Blä., *a. a. O.*, S. 163, linke Spalte.
- 56) Bekanntlich wurden im Lateinischen in vorklassischer Zeit ja auch viele Vokale synkopiert, die nach den Akzentregeln des klassischen Lateins an sich den Akzent getragen hätten. Dass betonte Vokale nicht synkopiert werden können, dürfte außer Frage stehen. Zur Erklärung derartiger Synkopierungen wäre der Ansatz eines Akzentuierungssystems, das wie etwa im Sanskrit bei kurzvokalischer Paenultima und Antepaenultima auch die viertletzte Silbe eines jeden Wortes betonen konnte, ausreichend; dies sieht auch Blä. so. (Blä., *a. a. O.*, S. 162, rechte Spalte).
- 57) Blä., *a. a. O.*, S. 163, rechte Spalte.
- 58) Siehe etwa Wilfried Stroh: „Arsis und Thesis oder: wie hat man lateinische Verse gesprochen?“, in: Michael von Albrecht / Werner Schubert (Hrsg.): *Musik und Dichtung: neue Forschungsbeiträge; Viktor Pöschl zum 80. Geburtstag gewidmet*, Frankfurt am Main; Bern; New York; Paris: Lang, 1990 (Quellen und Studien zur Musikgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart; Bd. 23), S. 87-116; so auch André Manuel Fischer (*Scriptōrēs Latīnī dē metrīs Horātīānīs: zur Darstellung horazischer Versmaße bei lateinischen Metrikern*, in: Cornelia Döll et al. (Hrsg.): *De arte grammatica: Festschrift für Eberhard Gärtner zu seinem 65. Geburtstag*, Frankfurt am Main: Valentia, 2010, S. 113-183, S. 114, Anm. 5).
- 59) Siehe auch Jens Chobotský: „Die Geschichte des lateinischen Akzents: ein neuer ‚alter‘ Ansatz zur diachronen Beschreibung des lateinischen Betonungssystems“, in: *Lusorama* 85-86 (Mai 2011), S. 137-257, insbesondere S. 201-203 zu Vergil.

AXEL SCHÖNBERGER

Antwort auf Anja Behrendt und Matthias Korn,

Schülerzahlen im Fach Latein und Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik (Forum Classicum 3/2016, 156-157)

Zu Beginn sei den Autoren BEHRENDT und KORN Dank gezollt, dass sie über die Entwicklung der Lateinschülerzahlen und vor allem über die sich daraus ergebenden Fragen für die Fachdidaktik berichten, um so eine breit angelegte Diskussion zu initiieren. Doch wenn schon alle Beteiligten aufgerüttelt werden sollen, dann wäre eine weniger verkürzende und den üblichen wissenschaftlichen Gepflogenheiten folgende Darstellung sicherlich hilfreicher gewesen. Worauf sich dieser Hinweis bezieht, sei im Folgenden knapp dargelegt.

Als neugieriger Leser wandte ich mich zuerst der Tabelle zu, und es stellten sich mir einige Fragen: Wie viel sind denn 688.625 Lateinlernende des Schuljahres 14/15 im Verhältnis zu den anderen Lernenden anderer Sprachen (relative Angaben)? Wie groß ist die Grundgesamtheit (der Fremdsprachenlernenden)? Denn es kann sich dabei doch nicht um die Menge der Lernenden an allgemeinbildenden Schulen handeln, da zu ihnen *per definitionem* auch die Kinder in der Vorschule, in der Grundschule, in Förderschulen, in Hauptschulen etc. gehören. Wie wurde die Veränderung berechnet (lineares Wachstum oder einfaches Wachstum) und woher

stammen die Daten im Einzelnen (Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2014/15): Allgemeinbildende Schulen, Fachserie 11 Reihe 1)?¹ Mögliche Antworten auf diese Fragen habe ich bereits in den Klammern vermerkt, doch will ich gern an der entsprechend neu erstellten Tabelle zeigen, wie ich das meine: (s. u.)

Die relativen Werte ergeben sich aus der Bestimmung der schuljährlichen Grundgesamtheit der Fremdsprachenlernenden und des relativen Anteils der jeweiligen Fremdsprachenbelegung. Die Berechnung für die Wachstumsraten erfolgt mit den prozentualen Werten entweder jährlich oder die Zwischenwerte ignorierend als Gesamtwachstum.² So erhalten wir genauere Werte und können vor allem auch hypothetische Aussagen über die zukünftige Entwicklung treffen, die bei einem jährlichen Negativwachstum von knapp 2% für Latein und 3,3% für Altgriechisch in der Tat erheblich zu denken geben können.

Doch nach diesem Statistikerkurs zurück zur Auswertung der Daten durch die Autoren. Neben der Problematik bei der Bestimmung und Verwendung der „Bezugsgröße“ (gemeint war die prozentuale Veränderung der absoluten Schülerzahl in allgemeinbildenden Schulen) stellt sich

	SJ 07/08	SJ 08/09	SJ 09/10	SJ 10/11	SJ 11/12	SJ 12/13	SJ 13/14	SJ 14/15	Wachstum jährlich	Wachstum (8 Jahre)
Englisch	70,80	70,27	70,71	71,26	71,36	71,39	71,51	71,61	0,14	1,14
Französisch	16,29	16,34	16,01	15,42	15,43	15,34	15,23	15,12	-0,93	-7,75
Latein	7,92	8,01	7,78	7,55	7,30	7,10	6,94	6,78	-1,93	-16,85
Griechisch	0,15	0,15	0,14	0,13	0,13	0,12	0,12	0,12	-3,34	-31,23
Spanisch	2,74	3,08	3,19	3,39	3,54	3,69	3,83	3,98	4,77	31,13
Italienisch	0,50	0,54	0,53	0,55	0,55	0,56	0,52	0,50	0,05	0,41
Russisch	0,96	0,96	0,96	0,98	1,01	1,04	1,05	1,07	1,39	10,49
Türkisch	0,11	0,10	0,10	0,11	0,07	0,12	0,12	0,12	0,73	5,67
Sonstige/ o. Angabe	0,53	0,55	0,58	0,61	0,62	0,64	0,68	0,70	3,70	25,20

Tabelle 1: Alle Zahlenwerte sind prozentuale Angaben. Die Grundgesamtheit, d. h. die Summe der Fremdsprachenlernenden eines Schuljahres, schwankt zwischen 10.697.702 (2010/11) und 10.157.787 (2014/15). Diese insgesamt hohe Anzahl ergibt sich aus Doppel-, Dreifach- oder gar Vierfachbelegungen von Sprachen.

mir die Frage, was die Autoren mit einer Aussage „die Zahl der Französisch lernenden Schüler ist damit relativ gesehen marginal gesunken“ bei ihren Lesern erreichen wollen – ganz abgesehen davon, dass sie bei einem jährlichen Verlust von einem Prozent pro Jahr wohl auch nicht so ganz stimmt. Ebenso scheint mir die sich anschließende Ursachenforschung doch etwas zu allgemein auszufallen („... , zudem scheinen oftmals mehrere Ursachen verflochten.“), ganz zu schweigen von der fehlenden Transparenz hinsichtlich der Befragungsdaten. Oder war das gar keine empirische Befragung mit den üblichen Gütekriterien wie Validität, Reliabilität und Objektivität? Dann frage ich mich jedoch, welchen Wert eine Aussage wie „die Rekodierung überfordert zumeist“ haben soll. Sollen wir Lehrende auf die Übersetzung verzichten? Doch dann muss sich wirklich kein Lernender mehr mit dem Erwerb einer klassischen Sprache abmühen – er kann schließlich auch Kulturkunde mit Übersetzungen betreiben. Wollen wir uns also selbst abschaffen, indem wir Spezifika unseres Faches verwässern, oder wollen wir für ein Fach eintreten, das aus sich selbst heraus seine Berechtigung besitzt, indem es quasi wie in einem Dialog die Lücke zwischen der Antike und uns schließen hilft. Denn ist es nicht so, wie MARY BEARD, Professorin für Classics an der University of Cambridge, in ihrem Artikel „Do the Classics Have a Future?“ im Jahr 2012 schreibt? „[...] the classics are embedded in the way we think about ourselves, and our own history, in a more complex way than we usually allow. They are not just from or about the distant past. They are also a cultural language that we have learned to speak, in dialogue with the idea of antiquity. And to state the obvious, in a way, if they are about anybody, the classics are, of course, about us as much as about the Greeks and Romans.“³

Ich hätte sicherlich ebenso UVO HÖLSCHERS berühmtes Wort „Das nächste Fremde“ zitieren können, doch wollte ich zeigen, dass man sich auch außerhalb Deutschlands um das Fortbestehen der klassischen Sprachen sorgt. Wir sollten uns dabei allerdings im Klaren sein, dass dem ein Gefühl für Verlust des Alten und Vertrauten zugrunde liegt, das nach Mary Beard schon im Begriff des Klassischen angelegt ist: „The truth is

that the classics are by definition in decline; [...]“⁴ Wenn wir dieses Dictum akzeptieren, dann sollten wir nicht über den „Niedergang der klassischen Sprachen“ oder den Rückgang der Schülerzahlen lamentieren noch nach bunt zusammengewürfelten, kaum verständlichen „Entwicklungsperspektiven“ Ausschau halten, deren gemeinsamer Nenner eine die Übersetzungskompetenz gefährdende Reduktion des Anforderungsniveaus darstellt. Wir sollten lieber bekennen: Wir wollen den Dialog mit den Alten, weil wir ihn für unerlässlich für uns und unsere Gesellschaft halten. Deswegen müssen wir uns intensiv um diejenigen kümmern, die dies durch ihre Fächerwahl – vielleicht noch unbestimmt – auch erkennen. Wir können unseren Lernenden zeigen, wie man eine mehr als zweitausendjährige europäische Geschichte, Literatur und Kunst entschlüsselt, wie man sich mithilfe des Dialogs mit den Alten selbst besser verstehen kann und was oder wer wir in einer digitalisierten Welt sein können.

Anmerkungen:

- 1) https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Schulen/AllgemeinbildendeSchulen2110100167004.pdf?__blob=publicationFile, 12.10.2016. Diese Broschüre wird für jedes Schuljahr neu herausgegeben und ist für die letzten drei vorausgegangen Schuljahre auf der Seite des Statistischen Bundesamtes zu finden. Darüber hinaus findet man ältere Jahrgänge in verschiedenen Quellen im Internet.
- 2) Lineares Wachstum: $((\text{aktuellster Wert}/\text{ersten Wert})^{(1/n)} - 1) \cdot 100$, wobei n = Anzahl der Jahre; Gesamtwachstum: $((\text{aktuellster Wert} - \text{ersten Wert}) / \text{aktuellster Wert}) \cdot 100$
- 3) Beard, M. (2012): Do the Classics Have a Future?, <http://www.nybooks.com/articles/2012/01/12/do-classics-have-future/>, 12.10.2016, Seite 6 in der pdf-Fassung. Die Autorin geht auch auf die typischen Rechtfertigungstendenzen für das Fach Latein ein und fasst sie schließlich wie folgt zusammen: „There is really only one good reason for learning Latin, and that is that you want to read what is written in it.“ ebd.
- 4) Beard, M. (2012): Do the Classics Have a Future?, <http://www.nybooks.com/articles/2012/01/12/do-classics-have-future/>, 12.10.2016, Seite 7 in der pdf-Fassung.

ANDREA BEYER

Schülerzahlen im Fach Latein und Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik – Eine Replik

(Forum Classicum 3/2016, 156-157)

In der jüngsten Ausgabe des FORUM CLASSICUM wurden jüngere „Schülerzahlen im Fach Latein“ mit „Entwicklungsperspektiven der Fachdidaktik“ in folgender Argumentationskette miteinander verknüpft (S. 156f.): **1)** Die Schülerzahlen seien in Relation zu den Zahlen von 2007/8 schlecht. **2)** Obwohl die Ursachen nicht immer schlüssig seien, seien als Ursachen für die unter 1) genannten Zahlen von „selektiv“ befragten Personen (Eltern, Schülern, Lehrern, Schulleitern) einige Gründe häufiger als andere angeführt worden: einseitige Ausrichtung auf die Rekodierung/Überforderung durch Rekodierung/„Bildungsadministration und Fachdidaktik hätten die kompetenzmäßige Ausprägung eines Fachprofils Latein für die Absolventen anderer Schularten bzw. Bildungsgänge versäumt und machten nun aus der Not einer Schülerbehandlung, die Bildungsgerechtigkeit vermissen lässt, die (vermeintliche) Tugend einer gymnasialen Monokultur“ (S. 156)/Bedeutungsverlust des Latinum. **3)** „Aus dieser Schieflage heraus“ werden „fachdidaktische Perspektiven“ entwickelt, deren Nichtbeachtung durch Bildungsadministration und Fachdidaktik die Schülerzahlen „am Ende noch weiter sinken lassen“ würde. So wird **4)** die Schlussfolgerung insinuiert, dass diese „Perspektiven“ zu einem Steigen der Schülerzahlen führen würden.

Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob das Grundmodell dieser Forderungen angemessen ist: Ausgehend von einer unzufrieden stellenden Ausgangszahl (Produktionszahlen) werden Faktoren geändert, um eine bessere = höhere Marge zu erzielen. Dies entspricht sicherlich dem Denken der „Bildungs“administration, die im Augenblick *en vogue* ist, nämlich die Arbeit an Schulen am „Output“ zu orientieren. Aber gilt: Je höher die Abschluss-/Absolventenzahlen, desto **besser** unsere fachbezogene Bildungsarbeit mit Menschen? Zudem sind Argumentation und Junktum zwischen Schülerzahlen und fachdidaktischen Forderungen bei näherer Betrachtung

geradezu schädlich für das eigentlich bedenkenswerte Anliegen.

Ad primum: Es soll hier nicht in Frage gestellt werden, dass sinkende Schülerzahlen, d. h. eine sinkende Beschäftigung mit der „Basisprache Europas“ (K. Westphalen, Basisprache Latein, Bamberg 1992 / Fr. Maier, Warum Latein? Stuttgart 2008, S. 5ff.) in Deutschland, schlecht sind und ein Schwinden des Bewusstseins für die kulturellen und zivilisatorischen Werte unserer Sprachen bedeuten können. Im Verhältnis zu 2007 sind die Zahlen gesunken. Im Verhältnis zu 2000/1 aber nicht (619 000 Schüler), sondern um 10% gestiegen **trotz** des allgemeinen Rückgangs der Schülerzahlen (FC 2/2002, S. 105); der Autor dieser Zeilen hat dieses Jahr gewählt, weil er 2000/1 sein Referendariat abgeschlossen hat und die höheren Stellen ihm mitteilten, dies bedeute die sichere Arbeitslosigkeit, weil das Fach innerhalb der nächsten 10 Jahre verschwunden sei. Noch einmal: Es soll nicht die Bedrohung einer sinkenden Beschäftigung mit unseren Inhalten geschmälert werden, aber wir wissen seit 2500 Jahren, wie sophistisch man relative Zahlenargumentationen aushebeln kann. Warum als Ausgangspunkt das Jahr 2007/8 gewählt wurde, wird zudem nicht begründet.

Ad secundum: Hier wird das Quellenproblem grundlegend: Die Angabe „Destatis“ (= Homepage des statistischen Bundesamts) ist viel zu vage, um die angegebenen Zahlen zeitökonomisch und präzise nachvollziehen zu können. Ist die Anzahl und Auswahl der „selektiv befragten Personen“ repräsentativ genug, um derartige Schlussfolgerungen für den Unterricht und die Fachdidaktik **i n s g e s a m t** in Deutschland zu ziehen? Die Zahlen seien zudem „erheblichen regionalen Schwankungen“ unterworfen. Wie haben sich die „selektiv befragten Personen“ in diesen Regionen geäußert? Gelten für die Regionen, in denen die Schülerzahlen nicht im Verhältnis zu 2007 sinken, die geäußerten Ursachen nicht? Überspitzt formuliert: Ist der Unterricht

in solchen Regionen nicht zu sehr auf Rekodierung ausgerichtet oder sind die Schüler dort so anders geartet, dass Rekodierung keine Überforderung darstellt? Oder hat die regionale Fachdidaktik dort nicht versäumt an „kompetenzmäßiger Ausprägung“? Welche Regionen sind es überhaupt?

Was ist „kompetenzmäßige Ausprägung“? In einer Fortbildung für Historiker an der Schule des Autors brachte der fortbildende Leiter, seines Zeichens Fachdidaktiker an der Universität Duisburg, es insofern auf den Punkt, als dass die bisherige Arbeit der Geschichtskollegen den Begriff der Kompetenzen, wie er im Augenblick *en vogue* ist, schon abdecke. Das dürfte wohl auch für die Kompetenzen und die kompetente Tätigkeit in allen anderen Kollegien, also auch den unsrigen gelten, insbesondere weil der Kompetenzbegriff so indifferent ist. Zudem: Ist die „kompetenzmäßige Ausprägung“ von Text-, Sprach- und Literaturkompetenz (St. KIPF auf dem DAV-Kongress in Innsbruck 2014) tatsächlich so eng begrenzt, dass nur ein elitäre Auswahl von der „kompetenzmäßigen Ausprägung“ in einer „gymnasialen Monokultur“ erfasst werden kann?

Ad tertium: Die Forderungen, die demzufolge „direkt“ aus der skizzierten angeblichen „Schiefelage erwachsen“, sind auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen: „weniger, weniger schwere und kürzere fremdsprachige Texte, geringerer Abstraktionsgrad in der Grammatiktheorie, deutlicher verringerter Wortschatz, erhebliche Reduktion der metasprachlichen Theorie“. Diese Angaben unter Anmerkung 1 seien „aus den jahrzehntelangen Erfahrungen in integrierten Gesamtschulbildungsgängen bekannt.“ Belege fehlen.

Der Grundtenor von Vereinfachung und Reduktion prägt auch die „indirekten“ perspektivischen Forderungen. Es kommt allerdings noch eine weitere Nuance hinzu: Morphologie und Syntax müssten in den Lehrbüchern zurücktreten zu Gunsten des „Haupthandlungsfeldes“, der Textrezeption, eine Neuorientierung der methodischen Rezeptionsmethoden sei notwendig (auf eine Studie, nach der dies notwendig sei, wird durch eine Literaturangabe verwiesen, konkrete Verweise fehlen). Was heißt „Haupthandlungsfeld der Textrezeption“? Rekodierung eines fremd-

sprachlichen Textes? Diese ist nicht möglich ohne eine grundlegende Kenntnis von Morphologie und Syntax, und zwar in der Form, dass nicht jede Form nachgeschlagen werden muss. Selbst Schüler kennen das analoge Problem des Wörterbuchs, bei dem man bei zunehmender Verunsicherung am Schluss selbst *et* noch nachschlägt. Aufgrund dieser Analogie wäre zu erwarten, dass Schüler in einer Grammatik noch die Endung *-ae* nachschlagen. Analog wäre auch mit derselben Frustration zu rechnen, entsprechend der, die Schüler haben, wenn sie mit einem Wörterbuch krachend an der Rekodierung eines (auch simplen) lateinischen Textes scheitern. Oder meint „Textrezeption“ eine „Textrezeption“, wie sie aus den Kommunikationsprüfungen der modernen Fremdsprachen bekannt ist? Das würde doch gerade einem Alleinstellungsmerkmal des altsprachlichen Unterrichts zuwiderlaufen, der genauen und präzisen Erfassung eines Textes. Dass gerade dieses Merkmal angesichts einer zunehmend oberflächlichen Textrezeption durch die Medienflut entgegenwirkt, steht außer Frage (vgl. die Untersuchungen LEBEKS in: FC 2/2004, 108-113 oder die jüngste Publikation WEEBERS (Latein, da geht noch was., Darmstadt 2015, S. 62ff)).

Ist „Textrezeption“ „Haupthandlungsfeld“ des altsprachlichen Unterrichts? Es ist wohl eines seiner Hauptziele, ein weiteres ist substantiell mit dem Begriff der „Metasprache“ verknüpft (vgl. Weeber 2015, S. 79-105): Die Auseinandersetzung mit Sprache als System an sich ist nicht möglich ohne eine gründliche und präzise Kenntnis der signifikanten Merkmale der Sprache. Die Übertragung eines tiefgründigen Textverständnisses aus dem einen (alten) Sprachcode in den muttersprachlichen, die Dekodierung, wiederum ein Alleinstellungsmerkmal und damit ein weiteres „Haupthandlungsfeld“ des altsprachlichen Unterrichts, hat zwei Ziele, zum einen eine Vertiefung des bewussten Umgangs mit der eigenen Sprache, zum anderen den Respekt vor fremder Sprache (in diesem Falle des Lateinischen oder Griechischen): „Übersetzen heißt dienen“ (vgl. *faz.net*, abgerufen am 22.10.2016).

Ad quartum: Folgt man der Argumentationskette aus dem dritten Punkt, stellt sich die Frage:

Haben sich „aus den jahrzehntelangen Erfahrungen in integrierten Gesamtschulbildungsgängen“ (Anm. 1) signifikant höhere Schülerzahlen ergeben? Belege fehlen. Für andere Schultypen gilt: Es liegt in der Natur der Sache, dass es keine empirisch evaluierbaren Effekte von „Perspektiven“ geben kann. Doch man kann fragen: Hat das Projekt des *pons Latinus* an einer Schule in Neukölln, einem sozial wohl nicht einfach strukturierten Teil Berlins, in dieser Weise wesentliche Merkmale des altsprachlichen Unterrichts reduziert oder vereinfacht, um solide und valide Schülerreaktionen im altsprachlichen Unterricht zu erreichen (vgl. Berliner Morgenpost, 18.07.2015, zur Studie der Berliner Humboldt-Universität)? In der früheren Schule des Autors in Remscheid gibt es mittlerweile in Kooperation mit der Partnerschule regelmäßig Oberstufenkurse im fortgesetzten Lateinunterricht (ab Klasse 6), ohne dass an den fachdidaktischen oder fachlichen Erwartungen etwas geändert oder reduziert wurde. Vor diesem Hintergrund ist die insinuierte Schlussfolgerung, die perspektivischen Forderungen führten zu besseren Schülerzahlen, zumindest kühn zu nennen.

Als **Replik** auf diesen Beitrag stellt sich daher die Frage: Warum werden die perspektivischen Forderungen überhaupt mit der Frage nach sinkenden oder steigenden Schülerzahlen gekoppelt? Es wäre auf der einen Seite tiefgreifend präzise, (u. a. nach Regionen) differenziert und valide zu untersuchen, a) welche Motive die Schüler in den Regionen bewegt, in denen die Zahlen nicht so schwanken bzw. steigen, b) welche administrativen und politischen Rahmenbedingungen die Zahlen in den Regionen beeinflussen, in denen die Zahlen nicht so schwanken bzw. steigen, c) welche Motive die Schüler in den Jahren bewegten, als ihre Zahlen so gut waren. Hier sei auf die Studie FR. MAIERS (vgl. 2008, S. 14ff.) verwiesen: vertieftes Sprachverständnis, Brücke zu modernen Fremdsprachen, Denkschulung, Erhöhung der muttersprachlichen Kompetenz, Aneignung eines Europabewusstseins, Vertrautwerden mit Grammatikwissen, Charakterbildung, Stärkung der Kritikfähigkeit und Erhöhung der Lesekompetenz, diese „Fachleistungen“ des Lateinischen bewegten die Eltern maßgeblich bei der

Entscheidung für die Alte Sprache. Es erscheint verwunderlich, dass diese Motive nicht mehr in der Weise wie vor zehn Jahren greifen. Nach den Ursachen wäre zu suchen. Zudem: Welche Rahmenbedingungen haben das Wahlverhalten damals beeinflusst und inwiefern sich diese geändert?

Auf der anderen Seite kann tatsächlich gefragt werden, ob nicht auch das Methodenbewusstsein innerhalb eines Rekodierungsvorganges bewertbar sein kann. Analog zum Mathematikunterricht, in dem auch der Rechenweg in die Bewertung einfließt, und nicht nur das Endergebnis. So beweist der Schüler durchaus Sprachkompetenz und ggf. auch Text- oder Literaturkompetenz, auch wenn der Text als Ganzes zu wenig tiefgreifend erfasst wird. Man kann auch fragen, ob nicht zunächst ein interpretierendes Textverständnis entwickelt werden kann, auf dessen Basis dann eine deutsche Formulierung entstehen kann. Natürlich kann auch über das Bewertungsverhältnis diskutiert werden, dann aber müssen auch die bisherigen Aufgabentypen zur Disposition stehen. Auch über den Umfang des zu bearbeitenden Textes darf gesprochen werden. Ob z. B. 180 Worte in drei Stunden für den Nachweis des Graecum oder des Latinum (in NRW) notwendig sind, ist tatsächlich zu fragen. Auf diesem Feld arbeitet u. a. der entsprechende Arbeitskreis des DAV zum Lateinunterricht unter Leitung von Herrn Prof. Dr. GLÜCKLICH. Auch eine Überprüfung des Wortschatzes ist angemessen, aber nicht von vornherein im Sinne der Reduktion, sondern im Sinne einer zielorientierten, d. h. am angemessenen Textverständnis und an der angemessenen Textwiedergabe orientierten Auseinandersetzung. Müssen zudem Schülerinnen und Schüler vollkommen neue Texte in Klausuren/Klassenarbeiten erarbeiten oder kann es nicht sinnvoll sein, aus einem angegebenen Corpus Texte zu entnehmen, eine Praxis, die an vielen Universitäten durchaus geläufig ist? Und auch eine kritische Betrachtung der unterrichtlichen Bearbeitung grammatischer Phänomene ist durchaus angemessen, aber nicht von vornherein im Sinne der Reduktion, sondern im Sinne einer zielorientierten, d. h. auf das angemessene Textverständnis und auf die angemessene Textwiedergabe orientierten Auseinandersetzung.

dergabe orientierten Auseinandersetzung, und im Sinne einer grundlegenden Sprachreflexion.

Schülerzahlen für ein Fach sind abgesehen von den politisch ideologischen und administrativen Rahmenbedingungen von zig (auch fachungebundenen) Faktoren abhängig. Daher sollten die signifikanten Ziele und Alleinstellungsmerkmale des altsprachlichen Unterrichts den maßgeblichen Rahmen bieten, innerhalb dessen die hier vorgestellten perspektivischen Forderungen

s i n n v o l l sind, nämlich in dem Sinne, wie sie helfen, die Ziele des altsprachlichen Unterrichts umzusetzen. Die Koppelung solcher Forderung an den numerischen Gewinn von Schülerzahlen kann schließlich zu folgendem Problem führen: Was machen wir, wenn sich die Zahlen *horribile dictu* gravierend weiter verschlechtern, schlechter noch als in den 90er Jahren?

BENEDIKT SIMONS

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Heft 123/4 (2016) der Zeitschrift **Gymnasium** hält wiederum eine Fülle interessanter Beiträge bereit. Im Einzelnen handelt es sich um die folgenden: NIKLAS HOLZBERG, „Racheakt und ‚negativer Fürstenspiegel‘ oder literarische Maskerade? Neuansatz zu einer Interpretation der Apocolocyntosis“ (321-339); VICENTE FLORES MILITELLO, „Juvenals 4. Satire: Die Anordnung des Bösen“ (341-373), KAY EHLING, „*Vultus horror* (Eutrop. 9,27,1) und *divinus vultus* (Pan. lat. IV [X],12,2). Beobachtungen zum Proträt der Tetrarchen und Konstantins des Großen“ (375-397).

Heft 159/2 (2016) der Zeitschrift **Rheinisches Museum für Philologie** enthält Beiträge zur griechischen Tragödie, zu Kimon, Menenius Agrippa und einem vergilischen *Hapax legomenon*. Im Einzelnen sind es: CARLO M. LUCARINI, „*Sequenze ioniche ed eolo-coriambiche nella tragedia*“ (113-134); ROBERT D. LUGINBILL, „*Cimon and Athenian Aid to Sparta: One Expedition or Two?*“ (135-155); CHRISTOPH PIEPER, „Menenius Agrippa als *exemplum* für die frühe römische Beredsamkeit. Eine historische Spurensuche“ (156-190); SANDRO LA BARBERA, „*Transabeo: un intruso nelle concordanze virgiliane* (Aen. 9,431s.)“ (191-208).

Heft 144/3 (2016) der Zeitschrift **Hermes** dagegen wartet mit folgenden Beiträgen zur Überlieferung der pseudo-hesiodeischen *Aspis*, Aristophanes, einer Episode aus Herodot, Aristoteles, Lukrez' griechischen Vorbildern, Colu-

mella und Hadrian auf: H. C. MASON, „*On Two Manuscripts of the Hesiodic ‚Scutum‘*“ (254-264); JORDI REDONO, „*Osservazioni sociolinguistiche sulla commedia di Aristofane*“ (265-278); JANICE BEIBAS-RICHTER, „Was kümmert den Hippokleides? Überlegungen zu einem internationalen Spektakel und einer vertanzten Hochzeit“ (279-298); GEORGIOS PAPATSIMPAS, „ΑΠΟΡΙΑ und ΑΠΙΘΑ in der aristotelischen Dialektik“ (299-305); MARCUS DEUFERT, „*Nocturna versate manu*: Wie der Text von Lukrezens *De rerum natura* noch immer vom Studium seiner griechischen Vorbilder profitieren kann“ (306-320); THORSTEN FÖGEN, „*All Creatures Great and Small: On the Roles and Functions of Animals in Columella's De re rustica*“ (321-351), JEAN-YVES STRASSER, „*Hadrien et le calendrier des concours* (SEG, 56, 1359, II)“ (352-373).

Jetzt kurz zum Inhalt einiger der genannten Beiträge im Einzelnen. Der bekannte Münchner Philologe NIKLAS HOLZBERG deutet in seinem Aufsatz „Racheakt und ‚negativer Fürstenspiegel‘ oder literarische Maskerade? Neuansatz zu einer Interpretation der Apocolocyntosis“ (**Gymnasium**, 123, 2016, 321-339) das gemeinhin SENECA zugeschriebene Werk als literarisches Spiel eines späteren Autors frühestens aus der Mitte des 2. Jh. n. Chr., der als *Seneca impersonatus* Informationen aus SUTTON und TACITUS in seinem Werk verarbeitet habe. Das Spiel habe der *doctus auctor* für die *lectores docti* durch die Antithese vom beißenden Spötter und stoischen

Philosophen Seneca durchschaubar gemacht und damit zugleich auf die bekannte Diskrepanz von Lehre und Leben des Philosophen angespielt. Obschon die These eines Pseudepigraphons nicht neu ist, wird sie bei Holzberg nun stärker im Lichte einer Poetik von Pseudepigrapha als literarischem Spiel betrachtet. Dabei wendet sich Holzberg zunächst gegen den Interpretationsansatz des Werks als „negativen Fürstenspiegel“. So bezweifelt er, dass ein CLAUDIUS verunglimpfendes Werk angesichts von dessen Vergöttlichung durch den Senat und der von Nero gehaltenen *laudatio funebris* für Seneca „opportun“ gewesen sein kann (323f.). Das Lob NEROS am Anfang der Satire, das man gleichsam als Kautel betrachten könnte, sieht er dagegen als Parodie und „persiflierende Nachahmung von Senecas poetischer Diktion“ (325). Weiterhin führt er die Überlieferungslage an (326f.), wonach das Werk in der Regel nicht mit den anderen Werken Senecas überliefert und der in S überlieferte Titel *Divi Claudii Ἀποθήσις* (sc. Ἀποθέσις) dem aus der CASSIUS DIO-Epitome des XIPHILINOS gewonnenen „Apocolocyntosis“ vorzuziehen sei. Im nächsten Schritt wertet Holzberg die Übereinstimmung mit Tacitus und Sueton gerade nicht als Indiz für die Echtheit, sondern als Zeichen für Intertextualität und Abhängigkeit von diesen Texten, die dem späteren Verfasser vorgelegen haben. Als Ausgangspunkt sieht er dabei die Erwähnung eines entsprechenden σύγγραμμα von Cassius Dio und/oder zwei Sätze bei Tacitus, der einmal gerüchteweise von Senecas feindlicher Gesinnung gegenüber Claudius spricht (Tac. Ann. 12,8,2) und an anderer Stelle erwähnt (Tac. Ann. 13,3,1), dass sich die Zuhörer von Neros *laudatio funebris* das Lachen nicht verkneifen konnten, als Nero über die *providentia* und *sapientia* des Claudius gesprochen habe (331). Diese Stellen des Historikers deutet Holzberg als „Leerstellen“, die der Verfasser der Satire mit seinem Werk habe ausfüllen wollen. Weiterhin führt er einige Parallelen zu Sueton (331-334) an und kommt schließlich noch auf Bezüge und Parallelen zu den Tragödien Senecas zu sprechen. Auch hierin sieht er durch die Verzerrung des Tragödienpathos ins Komische gerade kein Indiz für die Echtheit, sondern Teil des „Beglaubigungsapparates“ (335)

des unbekanntes Verfassers. Zum Schluss fordert Holzberg, der seinen Aufsatz als Anregung verstanden wissen will, nach der bisher vorwiegend historisch-biographischen Untersuchung des Werks dazu auf, „dass narrative Technik, Stil, Intertextualität, Mittel der Komik und alles, was damit zusammenhängt, akribisch erforscht werden“ (335).

Einen Einblick in die späte römische Porträtkunst als Mittel der Propaganda vermittelt KAY EHLING in dem Aufsatz „*Vultus horror* (Eutrop. 9,27,1) und *divinus vultus* (Pan. lat. IV [X], 12, 2). Beobachtungen zum Porträt der Tetrarchen und Konstantins des Großen“ (**Gymnasium 123, 2016, 375-397**). Ehling betrachtet dabei die Bildnisse der Tetrarchenkaiser und Konstantins unter den drei Aspekten „Gefährlichkeit, Schönheit und Alexanderhaftigkeit“ und bringt sie in Zusammenhang mit dem politischen Programm und den historischen Umständen. So habe sich Konstantin anfangs in Anlehnung an die Tetrarchen marsähnlich „mit Helm, Lanze und Dolch“ darstellen lassen (381), im Unterschied zu ihnen aber auch seine Jugend und Schönheit hervorgehoben. Dies habe seinen besonderen Ausdruck in einem Zwillingssproträt mit Sol gefunden (387). Ein solches sei auch beim Konstantinsbogen intendiert gewesen, bei dem sich in der Antike beim Blick von Süden ein Nebeneinander von Konstantin in einer Pferdequadriga auf dem Bogen und der zu einer Solstatue umgearbeiteten Kolossalstatue Neros im Hintergrund ergeben habe. Darauf sei auch in der Inschrift des Bogens mit den Worten *instinctu divinitatis mentis magnitudine* angespielt, wobei mit *divinitas* der Sonnengott und mit *mens* Konstantin gemeint gewesen sei (388-391). Schließlich geht Ehling noch auf die „Alexanderhaftigkeit“ ein, die sich ab 325 n. Chr. in der Ersetzung des traditionellen Lorbeerkranzes durch das hellenistische Diadem einerseits und andererseits durch den „himmelwärts gerichteten Blick“ zeige. Darin sieht Ehling einen „Reflex von Ostplänen“ des Kaisers, die dann zunächst zusammen mit dem Alexandertyp wieder in den Hintergrund getreten seien, bis sie später wieder gemeinsam aufgegriffen worden sind, als Konstantin 337 in den Osten aufbrach, jedoch auf dem Weg erkrankte und bei Nicomedien verstarb.

Die Bedeutung einer genauen Kenntnis der *exemplaria Graeca* für die Interpretation von lateinischen Werken illustriert auf eindruckliche Weise der Leipziger Latinist MARCUS DEUFERT in seinem Aufsatz „*Nocturna versate manu*: Wie der Text von Lukrezens *De rerum natura* noch immer vom Studium seiner griechischen Vorbilder profitieren kann“ (**Hermes 144, 2016, 306-319**). Deufert diskutiert fünf textkritisch umstrittene Stellen in Lukrez' Gedicht und versucht eine Lösung durch Verweis auf griechische Vorbildstellen. Seinen Anfang nimmt er von Lucr. 2,1082: *hominum geminam prolem. gemina proles* erschien früheren Herausgebern verdächtig und so wurde Marullus' Konjektur *genitam* statt *geminam* in den Text übernommen. Das überlieferte *geminam* findet aber nun seine Bestätigung durch den Straßburger Empedokles-Papyrus, wo sich die entsprechende Junktur im Griechischen findet: ἀνθρώπων δίδυμον φύμα (Empedokles, Physika 1,297). Eine Anspielung auf Homer zieht Deufert dann zur Lösung eines textkritischen Problems in Lucr. 3,21 heran, wo von den göttlichen Intermundien die Rede ist. Der überlieferte, aber metrisch korrupte Vers lautet: *cana cadens violat, †semper innubilus aether*. Die Richtigkeit von *innubilus* und *semper* bestätigt Hom. Od. 6,43-45 (ποτ' ... ἀλλὰ ... ἀννέφελος). Als Lösung favorisiert Deufert die „alte Humanistenkonjektur“ *semperque*, wobei *-que* in adversativem Sinne als Entsprechung zum homerischen ἀλλὰ verwendet sei. Eine Lücke dagegen sieht Deufert zwischen Lucr. 5,1081 und 1082 durch das homerische Vorbild in Il. 2,459-463 bestätigt und schlägt *exempli gratia* für den ausgefallenen Vers vor: *in saxis cum considunt et corpora curant*. Selbst hat der Dichter weiterhin nach Deufert in Lucr. 6,743 einen besonderen Hinweis auf sein griechisches Vorbild AISCHYLOS untergebracht. An der genannten Stelle geht es um die für Vögel tödlichen Dämpfe der „avernischen Orte“: †*remigio† oblitae pennarum vela remittunt*. Statt des überlieferten *remigio*, das in Hinblick auf *oblitae* nicht stimmen kann, verteidigt Deufert KARL LACHMANN'S Konjektur *remigi*. Diese Konjektur ist nur möglich, wenn man bei *remigi oblitae* von Hiatkürzung nach griechischem Vorbild ausgeht. Deufert zeigt nun, dass

Lukrez bei der Metapher *remigium pennarum* wohl die aischyleische Verbindung περὺγγω ἐρετμά (Aischyl. Ag. 52) vor Augen hatte und der „ungewöhnliche Hiatus“ dann als „verdeckter Hinweis auf das Vorbild“ zu werten sei. Schließlich verteidigt er noch die Konjektur *mors subita* in Lucr. 6,1282 als Entsprechung zu διὰ τὸ συχνοῦς ἤδη προτεθνάναι bei dem griechischen Vorbild Thukydides (Thuk. 2,52,4).

Abschließend sei noch der Aufsatz „Menenius Agrippa als *exemplum* für die frühe römische Beredsamkeit. Eine historische Spurensuche“ (**Rheinisches Museum 159, 156-190**) von CHRISTOPH PIEPER referiert. Nach Pieper hat sich MENENIUS AGRIPPA erst in der Kaiserzeit und dann vor allem in der Spätantike zu einem *exemplum* für die frühe Beredsamkeit entwickelt und dabei die Figur des MANIUS VALERIUS verdrängt. Zur Stützung seiner These untersucht Pieper zunächst die Darstellung in TACITUS' *Dialogus* (157-160) und kommt dann auf die konkurrierenden Versionen mit Menenius Agrippa und Manius Valerius zu sprechen (161-164). Anschließend betrachtet er die Darstellungen bei DIONYSIOS VON HALIKARNASS und LIVIUS genauer, wobei Menenius bei ersterem vor allem als „elder statesman“ (167) und die berühmte Fabel vom Magen und den Gliedern als *exemplum vetustatis* (169) hervortreten, während bei letzterem Menenius eher als *exemplum paupertatis* (175) denn als Redner gezeichnet wird. Danach betrachtet Pieper noch die Entwicklung in der späteren Kaiserzeit von VALERIUS MAXIMUS über die Valerius-Epitome von JULIUS PARIS und den anonymen *Liber de viris illustribus* bis zu AMPELIUS' *Liber memorialis*, wo Menenius zunächst die Stelle des Manius Valerius einnimmt und dann zum „Cicero *avant la lettre*“ avanciert (175-181). In einem abschließenden Teil (182-186) stellt Pieper die Aufwertung des Menenius Agrippa, der bei Livius als Plebejer erscheint, gegenüber dem adligen Manius Valerius in einen Zusammenhang mit der Aufwertung des Volkstribunats unter AUGUSTUS. Darin liege der Grund für die spätere Umdeutung vom *exemplum paupertatis* zum alleinigen *conciliator plebis* und schließlich zum *exemplum eloquentiae*.

STEFAN WEISE

B. Fachdidaktik

AU 4+5/2016: Flucht. Endlich einmal ein aktuelles Thema im AU, und dies gleich in einem Doppelband. Neu ist auch die „Einleitung“ (MICHAELA TAUFFENBACH, S. 2-3), in der alle Beiträge kurz vorgestellt werden – ein Service, der die kurzen Abstracts zu Beginn jedes Artikels ergänzt. Im BASISARTIKEL „Flüchtlingsschicksale in der Antike – Mythos und Realität“ (S. 4-9) stellt PETER RIEMER die Bedeutung des Fluchtmotivs in der „Odyssee“ (hier genauer: die Figur des Schutzsuchenden, *ικέτης*) und in der „Aeneis“ heraus. In der historischen Realität war „der Gedanke, man müsse einem Flüchtling ohne Ansehen seiner Herkunft uneingeschränkt Schutz gewähren, [...] griechisch-römisches Gemeingut“ (S. 9). Für die Praxis gilt es jedoch zu differenzieren: Während ein Schutzsuchender im griechischen Raum auf die Aufnahme nicht nur in Tempeln, sondern auch im privaten Haus und Raum vertrauen durfte, waren die Stadtstaaten mit der Vergabe des Bürgerrechts an Auswärtige äußerst zurückhaltend. Anders „war in Rom ein Zufluchtsuchen nur an eigens ausgewiesenen öffentlichen Plätzen möglich“ (S. 9; Romulus’ *asylum* macht hier den Anfang). Dafür galt in Rom mit der relativ freizügigen Vergabe des Bürgerrechts das Prinzip „Wachstum durch Integration“. – Im PRAXISTEIL lässt AXEL SCHMITT seine Unterrichtseinheit „Der Ursprung des Asyl-Gedankens in Homers *Odyssee*“ (S. 10-21) mit einem Assoziogramm zu „Flucht“ und „Asyl“ beginnen, ergänzt durch Reden von ANGELA MERKEL und Papst FRANZISKUS. So bilden moderne Vorstellungen eine Folie für die Interpretation der „bildkräftigsten und dichterisch reizvollsten Asyl-/Bitt-Szenen der Odyssee“ (S. 10) im Hauptteil (u. a. Nausikaa, Alkinoos, Polyphem, Heimkehr). Am Ende sollen die Schüler erkennen, dass sich wesentliche, auch für die moderne Flüchtlingsdiskussion relevante Aspekte (z. B. Verpflichtung zur Hilfe, Gewaltverzicht) „als zentrale Denkfiguren zum Asylverständnis bereits aus den homerischen Epen herausarbeiten lassen“ (S. 18). Hilfreich sind die einschlägigen Interpretationen der Textpartien (teilweise aufbereitet), etwas schematisch die sechs Arbeitsaufträge zu allen Texten (Sek. II, ca. 15 Stunden). –

Im Sinne einer ganzheitlichen Lektüre betont KARL-HEINZ NIEMANN zu Beginn seines Beitrages, dass andere Aspekte neben der aktuellen Flüchtlingsthematik nicht fehlen sollen („Flucht, Schutzsuche und Schutzgewährung. Eine Unterrichtsreihe im Rahmen der *Aeneis*-Lektüre“, Sek. II, ca. 15 Stunden). Niemann schlägt deshalb als Ergänzung zur üblichen Lektüre die Schutzsuche der Trojaner bei Dido (1,520ff.) und die Bitte um Aufnahme bei Latinus (7,148ff.) vor: Beide machen ausdrücklich ein Integrationsangebot. Das Thema vertiefen können Texte aus der „Odyssee“ (Alkinoos vs. Polyphem, in Übersetzung) sowie aus Plautus’ „*Rudens*“ und „*Mostellaria*“ (Schutz im Tempel bzw. am Altar, zweisprachig). – Das Thema Flucht bestimmt auch den zweiten Teil von HANNIBALS Leben, doch tut PAUL SCHROTT in seinem materialreichen Beitrag gut daran, den historisch bedeutsameren Ereignissen genug Platz einzuräumen (Schwur, Cannae, unterlassener Marsch nach Rom; der ausgelassene Alpenübergang wird in fast jedem Lehrbuch behandelt). Die einzelnen Episoden (überwiegend NEPOS) wurden auf den Textblättern kompakt und attraktiv aufbereitet. Ein begleitender „Beobachtungsbogen“ verdeutlicht die Leit motive Hass und Flucht in Hannibals Vita („*Hannibal profugus* – eine *Vita* im Zeichen von Hass und Flucht“, S. 38-52, 9. Klasse, ca. 25-30 Stunden). – ANJA ZANINI lässt die Aufnahme der Trojaner in Latium in den Darstellungen des SALLUST, Cat. 6 und LIVIUS I, 1 vergleichen („Flucht im Spannungsfeld von Aggression und Integration bei Livius und Sallust“, S. 53-61). Bei Sallust ist die *concordia* treibende Kraft beim Zusammenwachsen beider Ethnien, welches sich trotz betonter Unterschiede *incredibile dictu* vollzieht. Dass Sallust mit dieser Formulierung kritisch und ironisierend „implizit auf wahrscheinliche Kollateralschäden der gelobten historischen Anfänge“ (S. 55) hinweist und somit „die Glaubwürdigkeit der Geschichtsdarstellung untergräbt“ (ebd.), erscheint recht spekulativ, ist aber Grundlage für die weitere Interpretationsarbeit. Livius dagegen blendet im Sinne der offiziellen augusteischen Lesart alle Unterschiede aus und stellt die freundliche Aufnahme nach kurzer Konfrontation in den Vordergrund (Gastfreundschaft,

Völkerbündnis, Eheschließung des Aeneas mit Lavinia). Die Unterrichtseinheit ist für die 9./10. Klasse über 3-4 Stunden konzipiert. Beide Texte sind durch reichlich Vorentlastung (Sallust) und zweisprachige Darbietung (Livius) auch für jüngere Schüler erfassbar. Ob hiermit jedoch zugleich eine ausreichende Grundlage für die kreative, aber auch seriöse Interpretation im Rahmen einer „Werkstatt für Geschichtsgestaltung“ (S. 58) gegeben ist, scheint trotz origineller Impulse („Handykurzfilm: Aeneas' und Lavinias erstes Date“; „der wiederentdeckte Enthüllungsbereich des Troianus Snowdenus“ u. a., S. 58) nicht sicher. Leider werden keine Schülerprodukte vorgestellt. – Einen mutigen Versuch unternehmen ANTJE ARNOLD und ANDREAS SPAL: „Flucht-Narrative in Antike und Gegenwart: Vergils *Aeneis* und Kleists Graphic Novel ‚Der Traum von Olympia‘ im interdisziplinären Vergleich“ (S. 62-75). REINHARD KLEISTS Thema ist das bewegende Schicksal der somalischen Läuferin SAMIA YUSUF OMAR, die 2012 auf der Flucht vor der Küste Maltas ertrank. Der Vergleich einiger Schlüsselszenen zum Thema Flucht soll die Aeneis-Lektüre „flankieren“, um „die Distanz zwischen antikem Mythos und moderner Realität zu überbrücken“ (S. 63), so die zerstörte Heimat (Stadion in Mogadischu / Troja), Was nehme ich mit? (Handy / Penaten), Seesturm u. a. – Mit interessanten Beispielen rät ANDREAS HENSEL zur Stärkung der Interpretationskompetenz schon während der Spracherwerbsphase: „‚Endlich in Italien‘ – das Flüchtlingsschicksal in Lehrbuchtexten. Anregungen zur Textinterpretation“ (S. 76-87). Im Einzelnen sind dies: 1. Die Flucht aus Troja (zu Actio L17): Aspekte der Interpretation durch Stationenlernen; 2. Dido und Aeneas (zu Via Mea L 19): verschiedene Formen szenischer Interpretation; 3. Ankunft in Italien und Aeneas bei der Sibylle (zu Pontes L 12): Interpretationsaufsatz, wobei der „strukturierende Arbeitsbogen“ offenbar vom Lehrer selbst erstellt werden muss. – JUDITH EDER („Heimat – Flucht – Neuanfang. Auf kreativer Spurensuche in Ovids *Metamorphosen*“, S. 89-99) behandelt zunächst die Geschichte von Pyramus und Thisbe „nach allen Regeln eines fundierten Lektüreunterrichts“ (S. 90). Um die Schüler auf die Erstellung eigener

Rezeptionsdokumente nebst Begleittext zu einer beliebigen Geschichte der „Metamorphosen“ unter den Aspekten „Heimat – Flucht – Neuanfang“ vorzubereiten, werden der Text und – parallel und mit Zusatztext – die „aktuelle Situation in Deutschland“ nach diesen Gesichtspunkten analysiert. Wenn einige Schüler unter „Neuanfang“ nicht, wie erwartet, „Maulbeerbaum verändert seine Früchte“ notieren (S. 96), sollte man nicht enttäuscht sein. Zur Anregung der selbstständigen Schülerarbeit (Klasse 10) dienen u. a. die Recherche nach Rezeptionsdokumenten aller Art zu „Pyramus und Thisbe“ und ein „Agenda“-Blatt. Präsentiert werden einige originelle Ergebnisse. Nichts also gegen das Prinzip der „dosierten Überforderung“ (S. 91). Doch wenn für die Produktionsphase „mindestens zwei Schulwochen sowie die daran angrenzenden Ferien eingeplant werden“ sollen (S. 91), rührt man an Grundrechte der Schüler. – Im AU EXTRA stellt PATRICK SCHOLLMAYER eine neuere Deutung der ephesischen Amazonengruppe vor: Nach TONIO HÖLSCHER sind die Figuren nicht, wie früher angenommen, ein Siegesdenkmal der Athener und repräsentieren somit bedrohliche, aber besiegte Mächte. Vielmehr müssen sie als „gute Amazonen“ (S. 104) gedeutet werden, nennen antike Quellen sie doch als Gründerinnen des Artemesions und Stifterinnen des Kultbildes (PAUSANIAS, KALLIMACHOS). In der Nähe des Altars aufgestellt, wurden die Amazonen „als Verwundete und folglich als Schutzflehende gestaltet“ (S. 102) und symbolisierten damit selbstbewusst Ephesos' Neutralität gegenüber Athenern und Persern. Zweifellos kann dieses kulturhistorisch bedeutsame Thema im Unterricht behandelt werden. Ein gerüttelt Maß an Transferleistung bedeutet es jedoch, wenn Schüler danach „durch die historische Distanz einen eigenständigen Blick auf das aktuelle Bildmaterial zum Thema Asyl und Diskriminierung beziehungsweise Instrumentalisierung von Fremden zu erarbeiten“ (S. 105) in der Lage sind („Die asylsuchenden Amazonen von Ephesus. Oder: Kann man der Menschlichkeit ein Denkmal setzen?“, S. 100-105). – PATRICK POPPE schließlich legt dar, wie im Vorfeld der Eroberung Konstantinopels 1453 eine ganze Reihe byzantinischer

Gelehrter emigrierte und dabei den Vertretern von Renaissance und Humanismus in Italien die griechische Sprache und Philosophie in Originaltexten nahebrachte („*Translatio studii ex effugio*. Flucht und Wissenstransfer im Kontext des Falls von Konstantinopel“, S. 106-109). – Fazit: Der Aktualitätsbezug zentraler griechischer und lateinischer Texte, um den sich die meisten der durchweg ambitionierten Beiträge redlich und konzeptionell erfolgreich bemühen, weht wie ein frischer Wind durch diesen Band. Auch das Griechische kommt zu seinem Recht. Ein ergänzender Hinweis: Erfreulicherweise ist der AU für Abonnenten jetzt auch in digitaler Form erhältlich.

ROLAND GRANOBIS

Gymnasium, Heft 123/1 (2016) enthält folgende Beiträge: G. BITTO: „Properz 4,10 als Leerstelle“, S. 207-231. Abstract: In dem an Ungewöhnlichkeiten und Überraschungen nicht gerade armen vierten Elegienbuch des PROPERZ steht an vorletzter Stelle ein Gedicht, das selbst aus diesem Rahmen herauszufallen scheint. Die Elegie 4,10 widmet sich zwar einem aitiologischen Thema, der Gewinnung der *spolia opima*. Dennoch tut sie dies in einer Form, die das aitiologisch-liebeselegische Doppelprogramm, das in 4,1 angekündigt und von 4,2-9 in unterschiedlicher Gewichtung realisiert wird, auf nur eine Seite, nämlich die der Aitiologie, reduziert. Im Unterschied zu bisherigen Deutungen, die sich auf die Opposition augusteisch/anti-augusteisch konzentrieren, wird hier eine Lesart angeboten, die sich der antiken Literaturkritik, genauer gesagt einer Vorform des modernen Konzepts der vom Leser zu füllenden Leerstelle, bedient. Auf diese Weise kann 4,10 als Projektionsfläche für den aitiologisch-liebeselegisch erzogenen Leser von 4,1-9 verstanden werden, der zu einer Ergänzung des nicht Gesagten bzw. nur Angedeuteten herausgefordert wird. – M. M. BAUER: „Penelope in Lissabon: Odyssee-Rezeption bei Carlos Tê“, 233-246. Ein interessantes Beispiel für Antikerezeption in der Populärkultur ist CARLOS TÊS Lied „*Penélope (O engenho da costela)*“, in dem sich Penelope selbst auf eine „Odyssee“ begibt. Der Text ist ein Beispiel für menschliche komplexe Transformation der Antike und vereint Elemente

des antiken Mythos, der modernen weiblich perspektivierten Mythenkorrektur und des portugiesischen Fado, des musikalischen Genus, dem er angehört und in dessen Tradition er letztlich verbleibt. – O. GROTE: „Die homerische *agorê* und die Herausbildung politischer Rollen und Verfahren in archaischer Zeit“, 247-279. In diesem Artikel wird der Versuch unternommen, NIKLAS LUHMANN'S Theorie der „Legitimation durch Verfahren“ für eine Untersuchung der Herausbildung politischer Verfahren in griechischen Gemeinden der Archaik fruchtbar zu machen. Auf einen Überblick der grundlegenden Begriffe dieses Ansatzes folgt eine Charakterisierung der allgemeinen Veränderungen und Entwicklungen in früharchaischer Zeit als Steigerung von Komplexität im systemtheoretischen Sinne. Die sich in dieser Zeit entwickelnden Verfahren und Verfahrensrollen können daher als Mittel verstanden werden, übermäßige (und mithin die Handlungsfähigkeit einschränkende) Komplexität zu reduzieren, wie hier am Beispiel der Bildung von Ämtern und Verfahren zur Besetzung derselben gezeigt werden soll. Hierbei kam es mitnichten auf bloße Formalisierung an: Den durchaus formalisierten homerischen Volksversammlungen fehlten noch entscheidende Merkmale echter Verfahren. Erst durch die Fähigkeit, im Rahmen ergebnisoffener Verfahren verbindliche Entscheidungen und Legitimität zu produzieren – so die hier vorgelegte These –, konnten griechische Gemeinden schließlich ein eigenes System des Politischen hervorbringen. – **Heft 123/4 (2016)**: N. HOLZBERG: „Racheakt und ‚negativer Fürstenspiegel‘ oder literarische Maskerade? Neuansatz zu einer Interpretation der Apocolocyntosis“, 321-339 (hierzu s. S. Weise auf S. 236f.). – V. FL. MILITELLO: „Juvenals 4. Satire: Die Anordnung des Bösen“, 341-373. Dieser Aufsatz untersucht die strukturelle Zweiteilung von JUVENALS vierter Satire, die in der Forschung nach wie vor kontrovers diskutiert wird. Diese Struktur erklärt sich durch eine Analyse der im Gedicht karikierten Figuren. Im ersten Teil (V. 1-33) dient eine Einleitungsfigur, der Höfling Crispinus, dazu, die Kritik an Kaiser DOMITIAN vorzubereiten, die den zweiten Teil der Satire bestimmt (V. 37-154). Die Anordnung der Figuren von Domitians

Ratgebern im zweiten Teil lässt sich anhand einer „Wirkungspyramide“ in ihrer satirischen Funktion präzise erfassen. – K. EHLING: „*Vultus horror* (Eutrop. 9,27,1) und *divinus vultus* (Pan. Lat. IV [X], 12,2). Beobachtungen zum Porträt der Tetrarchen und Konstantins des Großen“, 375-397 (hierzu s. S. Weise auf S. 237f.).

Heft 3/2016 der Zeitschrift **Circulare** feiert „25 Jahre SODALITAS – Erfolgsgeschichte einer Idee“ und konstatiert: „Der Name SODALITAS ist eine humanistische Erinnerung an die ‚*Sodalitas litteraria Danubiana*‘ des CONRAD CELTIS, der Zweck des Vereins die Pflege und Förderung klassischer Bildungstraditionen im österreichischen Schulwesen, die Unterstützung der Aus- und Fortbildung der Lehrer/-innen sowie die Vertretung ihrer pädagogischen Interessen und die Verankerung klassischen Bildungsguts im Bewusstsein der Öffentlichkeit.“ (S. 1). – Über einige geringfügige Änderungen im kürzlich veröffentlichten und damit gültigen Lehrplan berichten R. GLAS und R. OSWALD: „Neues zum neuen Lehrplan“ (2-4). – Ein Auswertungsprogramm für das Beurteilen von Schularbeiten stellt W. KUCHLING vor: „Beurteilen *facile factu*“ (5-7), ein weiteres Programm dient als Hilfestellung zur Beurteilung von mündlichen Reifeprüfungen und Kompensationsprüfungen (8-12). Näheres unter: <https://www.edugroup.at/praxis/portale/latein/detail/leistungsbeurteilung-und-matura-neu.html>. – Hainfeld, das kulturhistorisch wertvollste Schloss der Oststeiermark, macht sich W. J. PIETSCH zum Thema: „Horaz, Hainfeld und Hammer-Purgstall. Plädoyer für einen Gedächtnisweg“ (13-16). – Von den seit sechs Jahren in Nemea stattfindenden Nemeischen Spielen der Moderne berichtet P. LINDEN: „Nemeische Spiele in Griechenland. Alles für den Siegeskranz aus Sellerie“ (aus SZ vom 6. August 2016) (17-19). – Ein Hinweis auf Radio Bremen und seine „Wochen- und Monatsnachrichten in lateinischer Sprache“ ist ein Artikel auf Seite 20. Immer wieder mit Gewinn aufzurufen ist: <http://www.radiobremen.de/nachrichten/latein/latein-startseite100.html>. – KL. BARTELS widmet sich der Begriffsgeschichte „Enzyklopädie“ (aus NZZ vom 27.07.2016), S. 21. – A. REITERMAYER (am 13. 10. 2016 in Graz zu Grabe getragen) lädt

S. 22 zur Beteiligung am einzigen mehrsprachigen Europäischen Examen für Classics ein: „ECCL Austria EDL 26.9.-23.12.2016“

Im **Heft 5/2016** der Zeitschrift **Antike Welt** findet man von N. FRANKEN, „Sternstunden und Schicksalsjahre. Die Berliner Museumsinsel in Fotografien des 20. Jahrhunderts“, 52-58. – M. RATHMANN, „Die *Tabula Peutingeriana* im Spiegel der antiken Kartographiegeschichte“, 59-68. – W. LETZNER, „Wasserwesen zur Zeit des Frontinus. Bauwerke – Technik – Kultur“, 69-71. – A. FUCHS, „Bertel Thorvaldsen. Ein Schüler, der zum Meister wurde“, 74-78. – J. GEBAUER, „Die Griechen in der Oberpfalz. Antike Vasen im Internationalen Keramik-Museum Weiden“, 86-89. – KL. BARTELS, „Die Königsherrschaft ein ‚ehrvoller Sklavendienst‘. Von den ‚Sklaven der Gesetze‘ ...“, 97.

Im **Heft 4/2016** der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel** geht es auf 60 Seiten im Titelthema um das „Kulturerbe Psalmen. Gebete der Menschheit“. – Zwei weitere Beiträge seien noch genannt, auf den Seiten 66f. ist ein sehr gut erhaltenes Fußbodenmosaik abgebildet. Die Beschreibung des Mosaiks trägt den Titel „Eine römische Karikatur“ und sei hier vollständig wiedergegeben: „Auf ungewöhnliche Weise und mit viel Humor lädt dieses Mosaik aus dem 3./4. Jh. n. Chr. die Gäste zum Mahl ein. Das Bild auf dem Fußboden einer römischen Villa im antiken Antiochia zeigt rechts einen Mann mit dem Namen Trechedipnos (‚der zum Mahl eilt‘). Er zeigt auf eine Sonnenuhr. Die Szene stammt aus der römischen Comic-Literatur: Der Mann versucht, die Uhr vorzustellen, damit die Essenszeit schneller kommt. Vor lauter Hast verliert er sogar eine Sandale. Ein Bärtiger namens Akairis (der ‚falsche Augenblick‘) versucht, ihn am Mantel festzuhalten. Die Bedeutung des Ganzen erschließt sich durch die dritte Figur, ein liegendes Skelett mit dem Namen Euphrosynos (‚der das Leben genießt‘). Neben ihm befinden sich Brotlaibe und ein Weinkrug. Er scheint ironisch zu raten: ‚Du kannst ja warten, bis du tot bist, um das Leben zu genießen!‘ Unsere französische Kollegin ESTELLE VILLENEUVE fasst den Appell an die Gäste so zusammen: Nun hört endlich auf, euch schick zu machen und kommt endlich

an den Tisch!“ – ESTELLE VILLENEUVE stellt in der Rubrik „Die großen Entdeckungen“ den sagenumwobenen Turm von Babel vor: „Etemenanki“ (81-83).

Im **Mitteilungsblatt des DAV, Landesverband Nordrhein-Westfalen, Heft 2/2016**, zeigt sich M. JOHANNSEN in „Der Kern des Kernlehrplans?“ missmutig bis erbost darüber, dass „im gesamten Kernlehrplan Lateinisch für die Sekundarstufe II nicht ein einziges Mal ein Name auch nur eines einzigen römischen Autors oder Texts enthalten“ sei (der Begriff ‚Kompetenz‘ hingegen 202mal auftauche): Warum schreibt man nicht die in den Vorgaben des Zentralabiturs genannten kanonischen Autoren LIVIUS, SENECA, OVID und CICERO fest? „Damit wären stundenlange Sitzungen und Konferenzen, die zusätzlich zu

vielfältigen schulischen Aufgaben anfallen, mit einem Schlag überflüssig. Darüber hinaus würden Zeiträume frei, die sinnvoll für schulische Belange eingesetzt werden können“ (S. 5). – Das detaillierte Programm und eine Vorschau auf die Vorträge der zentralen Fortbildungsveranstaltung „Lateinunterricht heute – Aktuelle Aspekte“ (27./28.10.2016 in Wermelskirchen) findet man auf den Seiten 8-13. – H.-H. RÖMER berichtet über Preisverleihung und Aufgabenstellung des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen und erinnert daran, dass in diesem Wettbewerb vor 25 Jahren in Düsseldorf die erste Preisverleihung in NRW stattfand: „Neues vom Bundeswettbewerb Fremdsprachen in NRW“ (15-24).

JOSEF RABL

Besprechungen

Formen der Antikenrezeption in Literatur und Kunst. Im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst hrsg. von Rolf Kussl. Ebelsbach: Aktiv Druck & Verlag GmbH 2016. 267 Seiten. Kartoniert. EUR 18,00. ISBN 978-3-93952653-0.

Wieder ist ein neuer Band in der ansehnlichen Reihe „Dialog Schule – Wissenschaft. Klassische Sprachen und Literaturen“ erschienen; es ist bereits der 50. Band dieser Reihe (zum 49. Band vgl. FC 4/2015, S. 269), nun allerdings nicht mehr im „Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen, Speyer“, sondern von der „Aktiv Druck & Verlag GmbH, Ebelsbach“ veröffentlicht. Der Band ist dem Münchener Universitätsprofessor NIKLAS HOLZBERG gewidmet (*Nicolao Septuagenario*), dem wir nicht nur zahlreiche Aufsätze und Übersetzungen verdanken, sondern auch eine Reihe von Gesamtdarstellungen, die dem Lehrer fachwissenschaftliche Grundlagen für den Unterricht bieten, erinnert sei hier nur an seine Monographien zu CATULL, VERGIL und HORAZ. Mit der Widmung wird dankbar hervorgehoben, wie sehr sich Holzberg „als Wissenschaftler auch der Schule und insbesondere der bayerischen Lehrerschaft stets verbunden und verpflichtet sah

und sieht“ (so der Herausgeber Ministerialrat Dr. ROLF KUSSL im Vorwort, S. 8).

Das Buch bietet die Beiträge zur 52. Fortbildungstagung der bayerischen Latein- und Griechischlehrer im Schloss Fürstenried bei München im Jahr 2015. Alle Aufsätze dürften auch für Lehrer/innen der klassischen Sprachen in anderen Bundesländern von Interesse sein. Dem Vorwort des Herausgebers folgen insgesamt acht Beiträge, die hier nicht alle im Einzelnen besprochen werden können, doch seien wenigstens die Themen genannt. Etwas ausführlicher wird unten nur auf den Beitrag von RÜDIGER BERNEK hingewiesen, in dem aktuelle und praktische Anregungen für die CICERO-Lektüre im Lateinunterricht geboten werden. Der Band enthält die folgenden acht Aufsätze: KLAUS BARTELS: Vom Leben der Wörter (13-28). – NIKLAS HOLZBERG: *Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu ...!* Römer „zitieren“ Griechen (29-43). – THERESE FUHRER: Heldinnen zwischen Geschichtsschreibung und historischem Roman: von Livius zu Gustave Flaubert (44-63). – MARKUS JANKA und MICHAEL STIERSTORFER: Von fragmentierten Familienverhältnissen antiker Heroen zu Patchworkfamilien in der Mythopoesie der Postmoderne: Phaethon, Perseus, Theseus

und Herkules in Ovids *Metamorphosen* und aktueller Kinder- und Jugendliteratur (64-98). – RÜDIGER BERNEK: Ciceros Verrinen und Robert Harris' *Imperium*. Doppellektürestrategien (99-146). – KLAUS STEFAN FREYBERGER und RENATE MARKOFF: Die Rezeption griechischer Bildwerke in den städtischen Zentren der römischen Welt [mit zahlreichen Schwarzweißfotos] (147-200). – CHRISTIAN ZITZL: Die Rezeption des griechischen Mythos in der römischen Sarkophagkunst (201-209). – KLAUS STEFAN FREYBERGER: Die Rezeption stadtrömischer Repräsentationsbauten und deren Ausstattung in den römischen Munizipien und Kolonien [mit Fotos und Grundrisskizzen] (210-267).

Den mit fast 50 Seiten umfangreichsten Text des Bandes bietet der Beitrag von Rüdiger Bernek (Studiendirektor am Wilhelmsgymnasium München). Mit der „Doppellektürestrategie“ meint er eine wohldurchdachte Kombination der Cicero-Lektüre mit der Lektüre des Romans „Imperium“ von ROBERT HARRIS. Zu Recht stellt der Herausgeber des Bandes im Vorwort (S. 9) fest: „Kaum einem Schriftsteller der jüngeren Vergangenheit gelang es, antike Geschichte und lateinische Texte ähnlich spannend und lebendig zu rezipieren und einem breiten Lesepublikum nahe zu bringen, wie dem britischen Erfolgsautor Robert Harris mit seiner Cicero-Trilogie ‚Imperium‘ (2006), ‚Titan‘ (2009) und ‚Diktator‘ (2015).“ Der 1957 in Nottingham geborene Schriftsteller studierte in Cambridge, war Reporter bei der BBC, Redakteur beim *Observer* und Kolumnist bei der *Sunday Times* und dem *Daily Telegraph*. Er schrieb mehrere Sachbücher; seine Romane „Vaterland“ (Fatherland, 1992), „Enigma“ (1995), „Aurora“ (1998) und „Pompeji“ (2003) wurden allesamt internationale Bestseller.

Berneke behandelt in seinem Beitrag exemplarisch einige Auszüge aus Ciceros Verrinen, die sich nach seiner Auffassung „besonders gut für eine sprachliche und inhaltliche Erschließung mit Hilfe der vorentlastenden Lektüre von *Imperium* eignen“ (106). Ausgewählt sind folgende Schwerpunkte: 1. die Sthenius-Episode (106), 2. die Rede im Vorverfahren gegen Q. Caecilius Niger (121), 3. die Ermittlungen in Sizilien und die erste Rede gegen Verres (131), 4. die Anhörung der Zeugen

und die Gavius-Episode (135) und 5. die Nachwehen des Prozesses und die Rede für Fonteius (140). Nach der Typologie des Anglisten ANSGAR NÜNNING (Trier 1993) lässt sich der Roman von Harris zwischen „dokumentarischem“ und „realistischem“ historischem Roman einordnen (103). Das ergibt sich schon „aus Harris' expliziter Bezugnahme auf die historische Quelle der Verrinen einerseits und aus seiner Inanspruchnahme fiktionaler Privilegien im Dienste seiner metapolitischen Absicht andererseits.“ Das poetologische Konzept des Romans biete, so Bernek, für die schulische Doppellektüre im Sinne einer inhaltlichen und sprachlichen Vorentlastung einen unschätzbaren Vorteil; es erlaube nämlich, „die Originallektüre an jeder beliebigen Stelle des von Harris adaptierten Textes zu beginnen und zu beenden, ohne die Textkohärenz zu zerstören“ (104). Bernek vergleicht einzelne Passagen des Romans mit den ausgewählten Stellen aus Ciceros Originaltext und gibt auch einige konkrete Hinweise für Arbeitsaufträge im Unterricht.

Das Vorwort (S. 9) und die Anmerkung 32 (S. 121) legen nahe, dass die von Bernek mitgeteilten Überlegungen und Anregungen zwar für den Lateinunterricht der Jahrgangsstufe 10 gedacht sind (Lehrplan G 8, Bayern 2009); doch sind sie sicher auch für eine Cicero-Lektüre auf der Oberstufe wertvoll. Nicht zuletzt sind gerade die vergleichenden Beobachtungen auch für die private Lektüre der Harris-Bestseller recht aufschlussreich.

ANDREAS FRITSCH

Ellerbrock, Uwe / Winkelmann, Sylvia, Die Parther. Die vergessene Großmacht, Darmstadt / Mainz (Philipp von Zabern) 2. Aufl. 2015, 368 S., 87 Abb., 4 Tab., EUR 39,95; ebook EUR 15,99 (ISBN 978-3-8053-4828-7).

Gegenüber der ersten Auflage aus dem Jahre 2012 hat sich zunächst das Layout des Covers verändert, so dass die Neuauflage äußerlich sofort erkennbar ist. Aber auch der Umfang des Buches ist angewachsen, von 290 Seiten auf die genannten 368 und von 55 Abbildungen auf 87. Nicht zuletzt hat der Preis um 10 Euro zugenommen.

Ein neu erstelltes Ortsverzeichnis (364-367) hilft jetzt ebenso wie die neu in den vorderen

Umschlagdeckel integrierte farbige Karte des Vorderen Orients die geographischen und archäologischen Verhältnisse besser zu verstehen, die bei der Lektüre des Buches von Bedeutung sind. Das aktualisierte Literaturverzeichnis umfasst in dieser zweiten Auflage 16 Seiten gegenüber drei in der ersten (341-357). Außerdem ist ein Sachindex hinzugekommen, der das Buch zu erschließen erheblich erleichtert (360-363).

Ausweislich des ausführlichen Inhaltsverzeichnisses sind aber Anzahl und Gliederung der einzelnen Kapitel des Buches weitgehend erhalten geblieben, es erfolgte jedoch eine Umstellung und Neugruppierung. Diese neue Anlage des Buches erweist sich für seine innere Geschlossenheit und gedankliche Stringenz als förderlich, wenn z. B. der Abschnitt über die „Herrschaftsstruktur des Partherreiches“ jetzt hinter das Kapitel „Geschichte des Partherreiches“ gerückt wurde oder wenn der Abschnitt „Einblicke in das gesellschaftliche Leben“ anstelle des Kapitels „Das Militärwesen – Die Armee der Parther“ vor das Kapitel über „Die Kunst der Parther“ getreten ist. Änderungen betreffen aber nicht nur die Struktur, sondern auch die einzelnen Kapitel: Der Verlauf der parthischen Geschichte wird beispielsweise um detailliertere Ausführungen über das Ende des Partherreiches unter ARTABANOS IV. ergänzt; eine solche Erweiterung erfolgt auch im Kapitel „Herrschaftsstruktur des Partherreiches“ zur Frage „Ahnenkult der parthischen Könige? – Vergöttlichung der Könige?“. Das Kapitel „Parthische Architektur und Städtebau“ wurde in der Neuauflage in zwei aufeinanderfolgende Kapitel „Parthische Städte und Städte unter parthischem Einfluss – Architektur und Städtebau“ und „Parthische Architektur und Städtebau“ aufgespalten sowie um einen Abschnitt über Edessa ergänzt; zusätzlich wurde der Abschnitt „Parthische Märkte“ vom Kapitel „Handel und Wirtschaft“ hierher verschoben. Eine Ergänzung erfolgt auch im Kapitel über „Das Militärwesen – Die Armee der Parther“ mit dem Forschungsausblick: „Parthische Legionäre im Dienst Roms – Parthische Reitersoldaten am Rhein?“, in dem sich die Vf.in für die Existenz einer *Ala Parthorum* in NOVAESIUM in der Zeit nach der Varusschlacht ausspricht (166f.). Außerdem wurde der Abschnitt

„Die Verwaltungsstruktur des Partherreiches“ im Kapitel „Herrschaftsstruktur des Partherreiches“ wegen der Unsicherheit der in der ersten Aufl. vorgestellten Ergebnisse deutlich gekürzt und um einen aus dem ursprünglichen Kapitel abgespaltenen Abschnitt „Die parthische Sprache und die Vereinheitlichung der Verwaltungsstrukturen“ modifiziert.

Viel wichtiger aber als die angeführten Formalien und Aktualisierungen ist die Tatsache, dass auf 19 Seiten (321-340) 558 Anmerkungen als Nachweise dem Text hinzugefügt wurden, die jetzt eine kritische Prüfung der vorgestellten Ergebnisse zulassen. Leider bleiben allerdings von diesen Verbesserungen noch immer die Zitate lateinischer Literatur ausgenommen, wenn z. B. auf S. 34 ein HORAZGEDICHT zwar inhaltlich referiert, aber nicht mit der Belegstelle (c. I 29, 1-6) identifizierbar wird oder auf S. 213 für den nur sekundären Beleg der Übersetzung einer APICIUSSTELLE (vgl. dazu meine Rez. im FC 56,1, 2013, 72f.) keine präzise Urheberschaft angegeben wird. Ungeachtet dieser Marginalien hat das gesamte Buch in seiner zweiten Auflage deutlich gewonnen und bietet nun einen aspektreichen und fundierten Einblick in die Welt der Parther.

MICHAEL WISSEMANN,

Steffen Unger: Vorkoster gesucht! 100 Berufe aus der Antike, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft / Verlag Philipp von Zabern) 2015, 208 Seiten, EUR 19,95 (ISBN 978-3-8053-4874-4).

Bisweilen kommt einem Leser bei der Lektüre eines Buches ja der Gedanke, ob dieses wirklich vonnöten ist, da der Inhalt bereits vielerorts gesagt und gedruckt wurde. Dieses Gefühl mag sich einstellen, wenn man im Kapitel „Politisches“ (S. 14-44) des neuen Buches von STEFFEN UNGER das zur Kenntnis nimmt, was zu (politischen) Ämtern im antiken Griechenland (S. 14-24) sowie in Rom (S. 24-44) ausgesagt wird. Vermutlich ist es dabei eine schwierige und ambivalent zu beantwortende Frage, ob Ämter überhaupt Berufe sind, zumal diese sehr häufig ehrenamtlich und somit ohne Vergütung ausgeführt wurden.

Das große Verdienst von UNGER liegt aber darin – und damit ist dieses Buch mitnichten überflüssig –, in einer großen Zusammenschau Berufe der

Antike systematisch zusammengestellt zu haben. Ohne Zweifel entspricht das Buch der Ankündigung des Klappentextes: „Ein spannender Wegweiser, der humorvoll durch die Wirren des antiken Arbeitsmarktes führt!“ Damit reklamiert das Werk nicht für sich, tiefer gehende wissenschaftliche Erkenntnisse liefern zu wollen.¹ Anmerkungen wird man vergeblich suchen. Dennoch finden sich am Ende des Buches „Quellen und Literatur“ (S. 202f.). Das Humorvolle des Werkes zeigt sich unter anderem in den Bemerkungen, die der Autor den jeweiligen Berufen in den Überschriften zur Seite stellt (vgl. etwa S. 52: „Der Hoplit – kämpfen und sterben in Reih’ und Glied“; S. 97: „Der Glasmacher – für klare (oder getrübbte) Sicht“; S. 115: „Der Bestatter – ein todsicheres Gewerbe“; S. 164: „Der Henker – verhasster ‚Fleischmacher‘“; S. 168: „Räuber und (kein?) Gendarm“; S. 184: „Der Musiker – mit und ohne Saiten vielseitig“). Auch dienen zur Auflockerung der Lektüre zwei Reportagen (S. 9-13: „Aphrodites Ebenbild“; S. 124-128: „Alltag eines Medicus“), die laut UNGER fiktiv oder halb fiktiv sind (vgl. S. 8) und im Kontext zu vorgestellten Berufen stehen.

Es kann hier nicht das Anliegen sein, die „100 Berufe aus der Antike“ zu rekapitulieren, gleichwohl sei zumindest die Einteilung „in zehn Branchen“ (S. 8) hier aufgelistet, um das Spektrum der Berufe vorzustellen: „Politisches“ (S. 14-44), „Juristisches“ (S. 45-49), „Militärisches“ (S. 50-72), „Agrarisches“ (S. 73-82), „Gewerbliches“ (S. 83-123), „Medizinisches“ (S. 129-133), „Pädagogisches“ (S. 134-145), „Religiöses“ (S. 146-160), „Kriminelles“ (S. 161-172) und „Unterhaltsames“ (S. 173-194). Allein am Seitenumfang der jeweiligen Kapitel, die durch kurze Zusammenfassungen eingeleitet werden, erkennt man die Schwerpunktsetzungen. Neben der Schaffung eines Überblickes über verschiedenste Berufe der Antike ist es UNGER wichtig, diese auch im Vergleich beziehungsweise Kontrast zur heutigen Zeit zu betrachten. Wörtlich heißt es in der Einleitung (S. 7f.): „Die antike Welt wirkt zum einen fremd, zum anderen vertraut ...“ (S. 7) Dies erinnert stark an UVO HÖLSCHERS Aussage über die Antike als dem „nächsten Fremden“.² Einen Verweis aber sucht man – wie generell gesagt – vergebens. Diese Bezüge des

Fortlebens der Antike bis heute finden sich unter anderem auf den S. 31: *Quaestor* – *question*; S. 32: *feriae* – Ferien; S. 35: CINCINNATUS – Cincinatti; S. 44: *apparitores* – appear; S. 94: zum Sprichwort „Schuster, bleib bei deinen Leisten!“; S. 104: *lapidarius* – lapidar; S. 110: LUCULLUS – lukullisch; S. 130: Wunderheilungen der Antike und des Papstes JOHANNES PAUL II. Die Kurzweiligkeit der Lektüre wird mittels „Infokästen mit Zusatzinformationen und spektakulären Anekdoten und Fakten“ (S. 8) erhöht (vgl. S. 16, 17, 18, 20, 22, 25, 27 usw.). Ebenso nützlich und zur raschen Information geeignet sind gleichsam Listen zu Berufen oder Personen sowie sonstigen Dingen (so S. 22-24: Beamte in Griechenland; S. 48: Richter und Gerichte in Rom; S. 54f.: „Einige militärische Führungspositionen im alten Griechenland“; S. 72: „Berühmte *magistri militum* / *magistri utriusque militiae*“; S. 89f.: „Bedeutende Bergbauregionen“; S. 105-107: zu bedeutenden Baumeistern und ihren Werken; S. 157: „Einige weitere Beispiele von Anforderungen an einen Priester“). Zur Visualisierung des Gelesenen dienen Abbildungen, die allesamt schwarz-weiß gehalten und laut Aussage, „Werken des 19. Jahrhunderts“ (S. 208) entnommen sind. Recht hilfreich sind gegen Ende des Buches ein Überblick über „Löhne und Preise in der Antike“, unterteilt nach Griechenland und Rom (S. 195-199),³ sowie eine „Zeittafel“ (S. 200f.). Etwas störend oder irreführend sind einige Ungereimtheiten und Flüchtigkeitsfehler (S. 30: der Aedil bekleidete ein niederes „Magistratsamt“; S. 31: KONSTANTIN regierte bis 336 statt richtig bis 337; S. 33: „Die Zensoren waren sie seit etwa dieser Zeit nicht mehr rechenschaftspflichtig“; S. 106: laut Unger verfiel Nero der *damnatio memoriae*, was sachlich nicht ganz stimmt⁴).

Insgesamt ist das Buch von STEFFEN UNGER für eine rasche Information zur Thematik sehr hilfreich und empfehlenswert. Es kann und will aber nicht andere grundlegende Darstellungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ersetzen.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. etwa zu arbeitenden Frauen in Ostia das Buch von N. Kampen: *Image and Status, Roman Working Women in Ostia*, Berlin 1981. Lesenswert ist auch immer noch Hans-Joachim Drexhage:

Zum Selbstverständnis arbeitender Menschen im Imperium Romanum, in: Humanistische Bildung 14 (1990) S. 7-40.

- 2) Vgl. dazu Stefan Kipf: Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland. Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Bamberg 2006, S. 351.
- 3) Hierzu schon Thomas Pekáry: Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike, Wiesbaden 1979, S. 132f. oder Hans-Joachim Drexhage: Preise, Mieten, Pachten, Kosten und Löhne im römischen Ägypten bis zum Regierungsantritt Diokletians. Vorarbeiten zu einer Wirtschaftsgeschichte des römischen Ägypten, St. Katharinen 1991.
- 4) Vgl. jetzt Holger Sonnabend: Nero, Inszenierung der Macht, Darmstadt 2016, S. 11.

MICHAEL MAUSE

Kai Brodersen/Bernhard Zimmermann (Hgg.), Kleines Lexikon historischer Personen der griechischen Antike. Basisbibliothek Antike. Verlag: J.B.Metzler, Stuttgart 2016, 160 S., EUR 16,95 (ISBN 978-3-476-02703-0); Kai Brodersen/Bernhard Zimmermann (Hgg.), Kleines Lexikon historischer Personen der römischen Antike. Basisbibliothek Antike. Verlag: J.B.Metzler, Stuttgart 2016, 160 S., EUR 16,95 (ISBN 978-3-476-02708-5).

Heutzutage haben Schülerinnen und Schüler zahlreiche Möglichkeiten, sich über Personen der klassischen Antike zu informieren, vor allem im Internet. Der Zugriff auf spezielle Lexika wie Paulys Realencyclopädie, den Neuen Pauly oder auch den Kleinen Pauly, um nur drei Beispiele zu nennen, kommt in der Regel für Schülerinnen und Schüler nicht in Frage, manche Informationen im Internet sind schlichtweg falsch oder ungenau. So haben es sich die beiden Herausgeber zur Aufgabe gemacht, zwei kleine Lexika historischer Personen der griechischen und römischen Antike zu publizieren. Beide Wissenschaftler sind in herausragender Art und Weise qualifiziert, der eine als Professor für Alte Kultur und bis 2014 als Präsident der Universität Erfurt, der andere als Professor für Gräzistik an der Universität Freiburg.

In der Nachbemerkung wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sich beide Nachschlagewerke an Nichtfachleute richten, daher wird

die Kenntnis der antiken Sprachen nicht vorausgesetzt. Hilfreich ist, dass bei jedem Artikel die betonte Silbe markiert ist, also EMPEDOKLES, und dass auch die betonte Silbe des griechischen Begriffs gekennzeichnet ist, also gr. Empedokles. Vollständigkeit wurde nicht angestrebt, es wird nach Aussagen der Herausgeber auf die Erfahrung in Schule (Gymnasium) und Universität zurückgegriffen. Natürlich haben die Herausgeber nicht alle Lemmata selbst verfasst, sondern weitere Fachkräfte gewonnen; deren Namen sind am Anfang des Buches aufgeführt. Allerdings ist nicht vermerkt, welcher Autor welchen Artikel verfasst hat. Die einzelnen Beiträge sind erwartungsgemäß unterschiedlich lang, einige Personen haben es offensichtlich verdient, eine oder mehrere Seiten zu erhalten. Berücksichtigt wurden wichtige Personen der antiken griechischen und römischen Geschichte, die Tyrannen und Könige, Senatoren, Feldherren, Konsuln, Kaiser, Kirchenführer der Spätantike und die bedeutenden griechischen und römischen Historiker. Selbstverständlich wurde den wichtigsten antiken Philosophen (außer ARISTOTELES) ein entsprechender Raum reserviert. Alle Artikel sind gut verständlich formuliert, beschränken sich in der Regel auf wichtige Details und sind wissenschaftlich korrekt.

Ich möchte einige Lemmata zur Demonstration herausgreifen. Der Artikel über ALEXANDER den Großen umfasst zwei Seiten, auf denen seine Herkunft und Entwicklung, seine Taten und seine Reisen sowie seine Wirkung auf spätere Epochen dargestellt werden. Hinweise auf Rezeptionsdokumente (Texte, Mosaiken, Darstellungen) sind angeführt. Der Verfasser des Artikels nimmt eine sehr positive Stellung zu Alexander ein, kritische Stimmen werden nicht angeführt. Erfreulich ist die Tatsache, dass auch bedeutenden Kirchenschriftstellern wie BASILIOS d. Gr., sein Bruder GREGOR VON NYSSA, GREGOR VON NAZIANZ und ATHANASIOS berücksichtigt wurden. Letzterer wird allerdings als unversöhnlicher Führer der Orthodoxie im Kampf gegen den Arianismus charakterisiert, ohne dass genau erklärt wird, was diese Begriffe eigentlich bedeuten. Außerdem müsste der im Artikel genannte Begriff *Nicaenum* näher erläutert werden. Sehr positiv ist das Bild, das zu JOHANNES CHRYSOSTOMOS

gezeichnet wird. Einige der 10 attischen Redner werden angeführt, nämlich ANDOKIDES, LYSIAS, ISOKRATES, LYKURGOS, DEMOSTHENES, HYPEREIDES, DEINARCHOS, es fehlen ANTIPHON, ISAIOS, AISCHINES.

Sehr ausführlich sind die Artikel über SOKRATES, PLATON und PLOTIN, keinen Eintrag gibt es für ARISTOTELES, obwohl er im Beitrag über ALEXANDER d. Gr. erwähnt wird. Auch Fachschriftsteller wie FRONTIN, GALEN und STRABON werden vorgestellt.

Im Lexikon zu Personen der römischen Antike haben die Herausgeber längere Artikel (mindestens zwei Seiten) für AUGUSTINUS, AUGUSTUS, CAESAR, CICERO, die beiden Gracchen, HANNIBAL, JESUS, LIVIUS, POMPEIUS, SALLUST, SENECA d. Ä., SENECA d. J., SULLA und TACITUS vorgesehen. Im Artikel über CAESAR werden wichtige Lebensstationen und andere historische Personen, mit denen er im Kontakt stand, angeführt. Noch ausführlicher ist das Lemma über CICERO, das gute Einblicke in Leben und Werk des Redners und Politikers, aber auch des Menschen gewährt.

M. P. SCHMUDE hat in dieser Zeitschrift (FORUM CLASSICUM 2016, Heft 3, S. 75f.) zwei Bände aus Metzlers Basisbibliothek rezensiert und dabei Grundsätzliches zu dieser Reihe gesagt. Inzwischen ist ein weiterer Band von PAUL BAHN erschienen (Kleine Einführung in die Archäologie, Stuttgart 2016). Man darf auf die nächsten Bändchen gespannt sein.

DIETMAR SCHMITZ

Nicola Gardini: Viva il Latino. Storie e bellezza di una lingua inutile. Milano: Garzanti, 3. Auflage, 2016. 240 S., EUR 16,90.

„E si legge poco.“ – Und wir lesen zu wenig (Latein), so steht es am Ende eines überaus bemerkenswerten und darüber hinaus erfolgreichen Buches, das innerhalb weniger Monate bereits die dritte Auflage erreicht hat. In italienischen Buchhandlungen (und so bin ich selbst darauf aufmerksam geworden) lag es in diesem Sommer gleich neben dem neuen Harry Potter und auch aktuell (im September 2016) steht es auf Platz 76 der Feltrinelli-Bestsellerliste.

Dieses Buch kann man nicht im eigentlichen Sinn rezensieren, denn es ist eine explizite Liebes-

erklärung an Latein und die lateinische Literatur (der erste Satz lautet: „Come nasce l'amore di una lingua? Del latino, poi?“), und ein Rezensent hat nicht das Recht, eine solche Liebe zu bewerten.

Doch man kann dieses Buch vorstellen, es lohnt sich. Der Autor NICOLA GARDINI (*1965) ist Professor für Italienische Literatur in Oxford mit einem Schwerpunkt auf der Renaissance und entsprechenden Publikationen (begonnen hat er seine akademische Karriere in Mailand mit einer *tesi di laurea* über AMMIANUS MARCELLINUS), Verfasser von preisgekrönten Romanen und Gedichten, er hat zahlreiche Übersetzungen – von CATULL und OVIDS *Heroides* bis VIRGINIA WOOLF und TED HUGHES – vorgelegt, aber auch eine kurzgefasste lateinische Grammatik (Latino, Milano 1999/2014). Mit einem Wort: Wir haben es nicht mit einem weltabgewandten Außenseiter zu tun, der seine absonderlichen Interessen nun der Welt kund tut, sondern mit einem überaus produktiven Repräsentanten des akademischen und literarischen Lebens im italienischen und angloamerikanischen Raum.¹

Gardini bekennt (schon im ersten Kapitel: *Una casa*, 11-17) seine von Kindheit an bestehende Zuneigung zum Lateinischen, die – so wird durch das ganze Buch hindurch immer wieder deutlich – vor allem im Schulunterricht entscheidend geprägt wurde. Der staunende deutsche Leser erfährt unter anderem, dass noch um 1980 LUKREZ oder VERGILS Eklogen in italienischen Schulen gelesen wurden. Auch wenn Gardini in den einleitenden Abschnitten die Vielfalt des Latein (bis zum nachantiken juristischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Latein) umreißt, geht es ihm doch in allererster Linie um die Sprache der Literatur. Die siebzehn Kapitel des Hauptteils sind in grundsätzlich chronologischer Anordnung einzelnen Autoren oder Genres gewidmet. Gardini beginnt damit, wie er für sich im ersten Gymnasialjahr Catull entdeckte (33), beginnend mit dem *passer*-Gedicht (Catull. 3), sodann das *odi et amo* (Catull. 85) und die Absage an CAESAR (Catull. 93), so dass in ihm schon früh der Wunsch wuchs, Catull ins Italienische zu übersetzen, was dann tatsächlich 2014 zur Publikation gedieh. Gardini spricht von seinen Lektüreerfahrungen mit CICERO, Caesar,

ENNIUS und LUCILIUS, Lukrez, Vergils *Aeneis* und Eklogen, HORAZ und der Liebeselegie, mit TACITUS, SALLUST und LIVIUS sowie von der späten Begegnung mit Ovid.² Oder er berichtet, wie ihn die Lektüre von PETRONS *Satyricon* in italienischer Übersetzung enttäuschte, aber im Original faszinierte. Besonders persönlich gehalten ist das Kapitel über SENECAS philosophische Schriften (137-147): Als der mit Gardini befreundete spanische Journalist JULIO ANGUITO PARRADO 2003 im Irak ums Leben gekommen war, schickte er dessen Lebensgefährtin ein Exemplar der *Consolatio ad Marciam*, um ihm Trost zu spenden in der festen Überzeugung, dass er das mit den Worten Senecas besser könne als aus sich heraus und dass überhaupt Worte (und nicht nur Gesten) trösten können.

Diese Hinwendung zu den Wörtern und zum einzelnen Wort, die Philologie im eigentlichen Sinne, sind überhaupt prägend für Gardinis Zugriff auf die lateinische Literatur.

Besonders eindrucksvoll tritt das in „*La parola umbra*“ (127-136) zu Tage. In Vertretung seiner Lehrerin durfte er eines Tages den Anfang von Vergils Eklogen mit seiner Klasse behandeln (*Tityre ... lentus in umbra*). Nicht nur Vergils bukolische Dichtung und ihr Inhalt sowie die reiche Rezeption in der europäischen Literatur faszinieren ihn, sondern auch das Wort *umbra* selbst: „*Umbra per me è una delle più belle parole della lingua latina*“ (134) durch die Kürze, die Lautgestalt, die etymologische und lautliche Verwandtschaft mit *imber*, aber auch durch „*ambivalenza semantica ed emotiva del latino virgiliano*“, in der *umbra* sowohl den Trost der Hirten als auch den Tod des Turnus bezeichnen kann.

Immer wieder finden sich solche wortgenauen Betrachtungen, immer wieder geht Gardini auch auf die Kontinuität, scheinbare Kontinuität und Diskontinuität zum heutigen Italienisch ein (z. B. 73: *desiderium* ist nicht gleich bedeutend mit *desiderio*). Diese stete Verknüpfung mit der italienischen Sprache und Literatur (immer wieder genannt werden u. a. DANTE, PETRARCA, LEOPARDI) macht das Buch eineseits zu einem spannenden kulturgeschichtlichen Werk über die eigentliche Intention hinaus, aber wohl auch unübersetzbar.

Unbedingt aber eine Übersetzung und Verbreitung verdient das letzte Kapitel „*Elogio a mo' di congedo della lingua inutile*“ (207-217): Latein ist nach Ansicht vieler eine unnütze Sprache.³ Wer auf diesen Einleitungssatz nun eine defensive Auflistung erwarten wollte, wozu Latein doch nützlich ist, der sähe sich enttäuscht. Latein, so Gardini, ist nicht deshalb jede Mühe wert, weil es zu etwas anderem nützlich ist (erstaunlicherweise findet sich das Argument von der Nähe des Lateinischen zur Mathematik auch in Italien [208], nicht nur in der deutschen altsprachlichen Apologetik), sondern weil es für sich schön ist, schön wie BEETHOVENS 9. Symphonie oder die Stanzen des RAFFAEL im Vatikan (215), die auch keine utilitaristische Rechtfertigung benötigen. Schönheit ist Freiheit, Tyrannei ist hässlich. Oder genauer: Latein ist eine abwechslungsreiche, geschmeidige, vielfältige, leichte und schwierige, einfache und komplizierte, regelmäßige und unregelmäßige, klare und dunkle Sprache (209) – eine Sprache, die eben nicht tot⁴ ist: „*Questa metafora nasce da un'errata concezione della vita delle lingue*“ (210), sondern lebt in seinen Lesern.

Dieses emphatisch vorgetragene ästhetische, radikal anti-utilitaristische Konzept muss man nicht teilen. Es ist gewiss ein wenig nostalgisch, auch elitär und nicht immer leicht mit den Notwendigkeiten der Selbstbehauptung der Alten Sprachen vereinbar. Aber es ist eine dringend zu bedenkende Anfrage an die Praxis des Umgangs mit Latein, der Sprache und der Literatur, in Schule und Universität. Wir haben uns wie selbstverständlich daran gewöhnt, dass „lesen“ für Latein „übersetzen“ oder „lesen in Übersetzung“ heißt, dass ästhetische Fragen sich allzu oft in der Frage nach den „Stilmitteln“ erschöpfen (und das im doppelten Sinn). Gardini plädiert für ein Lesen, das sowohl im Detail wie aufs Ganze gesehen die Schönheit des Lateinischen spürbar werden lässt – und es ist sicherlich alle Mühe wert, auch diesem Aspekt in der schulischen wie universitären Vermittlung Geltung zu verschaffen, um das Verständnis zu wecken, dass Latein nicht nur aus grammatikalischen Phänomenen, sondern aus Texten von höchster Qualität besteht. Dazu aber muss man Latein lesen.

Anmerkungen:

- 1) Der Eintrag im italienischen Zweig von Wikipedia (der eine umfangreichere Bibliographie enthält als die Homepage des Autors: www.nicolagardini.com) listet 35 Buchveröffentlichungen und Übersetzungen von 1997 bis 2016 auf.
- 2) Die christliche Literatur wird nur in einem einzigen Kapitel eher knapp gestreift, gänzlich fehlen die Bühnendichtungen von Plautus, Terenz und Seneca.
- 3) „Il latino per molti è inutile.“
- 4) Darin unterscheidet Gardini sich von Wilfried Strohs Bestseller „Latein ist tot, es lebe Latein!“ (2007).

ULRICH SCHMITZER

Cursus, Texte und Übungen, Ausgabe A. Hrsg. von M. Hotz und F. Maier. C.C. Buchner/Lindauer/Oldenbourg: München 2016. EUR 28,50 (ISBN 978-3-661-40100-3).

Das Angebot von Lehrwerken für das Fach Latein ist zur Zeit in Bewegung, die Verlage bringen neue Produkte auf den Markt oder überarbeiten bewährte Lehrbücher und passen sie den aktuellen Erfordernissen an. Die Verlage C.C. Buchner, J. Lindauer und Oldenbourg haben eine Neufassung des *Cursus* herausgegeben. Die Fachkonferenzen für Latein müssen die Entscheidung treffen, welches Lehrwerk an der jeweiligen Schule eingeführt werden soll. Diese Entscheidung ist oft nicht einfach, denn kein Lehrbuch ist vollkommen. Mit Hilfe einiger Kriterien können die Lehrkräfte die einzelnen Angebote prüfen und für ihre Situation das vermeintlich beste Lehrbuch auswählen. In dieser Zeitschrift werden mehrere neue Lehrwerke einer genauen Prüfung unterzogen, um die Entscheidung zu erleichtern. Ich stütze mich bei der Beurteilung des neuen *Cursus* im Wesentlichen auf die Kriterien, die W. SCHOEDEL in seinem Beitrag (Das Lehrwerk als Medium im lateinischen Sprachunterricht, AU 4+5 1996, 71ff.) angeführt hat; zusätzlich sollen Aspekte beachtet werden, die N. MANTEL in einem Aufsatz für das Mitteilungsblatt des DAV im Landesverband NRW vorgestellt hat (N. Mantel, Prüfsteine für ein neues Lehrbuch für Latein in Klasse 6, Mitteilungsblatt Heft 3-4, 2006, 16ff.). Hilfreich sind auch die Überlegungen von R. MAIER (Was ist ein gutes Schulbuch?.

Eckert. Beiträge 2009/3. <http://www.edumeres.net/urn/urn:nbn:de:0220-2009-00050>) sowie eine Übersicht für die Lehrbuchbeurteilung von S. KIPF; benutzt wurde auch ein vom Rezensenten erstelltes Analyseraster (im Druck).

Ein wichtiger Punkt ist das Vorhandensein von geeigneten Lesestücken zur induktiven Grammatik- und Wort-Einführung. Der für NRW speziell herausgegebene Band *Cursus N* verfügte bereits über solche Lesestücke, mit denen die Grammatik induktiv eingeführt werden konnte, dieses Prinzip wurde beibehalten. Allerdings haben sich die Herausgeber dafür entschieden, auf der ersten Seite einer jeden Lektion die neuen Grammatikphänomene ohne neues Lernvokabular vorzustellen. Eine spezielle Worteinführung existierte bei den Vorgängerausgaben nicht und ist auch nicht für den neuen *Cursus* vorgesehen. Im Vokabelverzeichnis werden die neuen Lexeme in der Reihenfolge präsentiert, wie sie im Text vorkommen. Zugute halten muss man, dass auf S. 279 Hinweise geliefert werden, wie man am besten Vokabeln lernt und behält. Sinnvoll und hilfreich ist auch die Wortliste (jeweils 15 Lexeme), die auf jeder Seite im Vokabularium abgedruckt ist und die Wiederholungsvokabular enthält, das sich jeweils an Wortklassen orientiert. Im *Cursus Novus* gibt es eine systematische Wortliste, die nach einer Reihe von Lektionen zum Wiederholen der Wörter, geordnet nach Wortklassen, geboten wird (Mantel 19: „eine wunderbare Idee!“). Die Herausgeber der Lehrwerke müssen verstärkt bei der Konzeption berücksichtigen, dass das Vokabellernen ein überaus wichtiges und schwieriges Thema ist, so dass die Lernenden entscheidende Hilfen benötigen.

Ein weiterer Aspekt ist die Präsentation von lateinischen Texten von der Antike bis wenigstens zum Mittelalter. In den Lektionen über die Herrscher und Eroberer (29-32) sind nicht nur CAESAR, AUGUSTUS und NERO berücksichtigt, sondern auch KONSTANTIN. Im Kapitel über das römische Recht sind einige Textstellen aus dem *Corpus Iuris* des Kaisers JUSTINIAN einbezogen. Dies ist deshalb lobend hervorzuheben, weil viele Lehrwerke auf dieses Thema verzichten, obwohl das römische Recht Grundlage des Grundgesetzes ist und oft für das Fach Latein mit dem Argument geworben

wird, dass in diesem Fach wesentliche kulturelle Errungenschaften für Europa vermittelt werden.

Die Herausgeber haben auf die Bearbeitung von Texten aus dem Mittelalter und der Neuzeit verzichtet. Einerseits können solche Texte natürlich in der Phase der Erst-/Übergangsektüre gelesen werden, wozu die Verlage eine Reihe von Lektüreheften und auch Lesebücher herausgegeben haben, andererseits wird in vielen Klassen die Spracherwerbsphase auf drei Jahre und mehr ausgedehnt, so dass sich kaum Gelegenheiten ergeben, Texte aus dem Mittelalter und der Neuzeit zu behandeln. Der Verzicht auf die Lektüre mittelalterlicher Texte halte ich für nachteilig, also sollten solche Texte entweder im Lehrwerk vorhanden sein oder in der Erst-/Übergangsektüre vorkommen.

Lektionsübergreifende Sequenzen gehören zum Repertoire des *Cursus*. So wurden die beiden Helden Flavia und Quintus in den ersten Lektionen als Identifikationsfiguren beibehalten. Die ersten 20 Lektionen tragen den Obertitel „Römischer Alltag“ (I bis V); darin werden die Schülerinnen und Schüler mit Themen wie römisches Wohnen, die römische Familie, Wagenrennen, das Forum Romanum, das römische Reich, die Thermen, Sklaven, Gladiatorenkämpfe, Götter und Orakel, Schreiben, Römerstraßen, Theater, Religion, Bauwerke und Frauen in Rom vertraut gemacht. Weitere Sequenzen behandeln folgende Themen: vom Mythos zur Geschichte (Lektionen 21-24), römische Geschichte (Lektionen 25-28), Herrscher und Eroberer (Lektionen 29-32), Kulturelles Erbe für Europa (Griechenland, Rom) (Lektionen 33-40).

Wie gewohnt gibt es für jeden Lektionstext einen Titel und einen Hinführungstext, Elemente, die die Übersetzung zu entlasten helfen. Auf den Begriff „Vorerschließung“ (S. 276), der auch in anderen fachdidaktischen Beiträgen verwendet wird, sollte verzichtet werden, denn ein Text kann durch geeignete Maßnahmen erschlossen, aber nicht vorerschlossen werden.

Das Buch enthält eine Reihe von passend ausgewählten Abbildungen zur Veranschaulichung. Sie sind quantitativ ausgewogen in das Lehrwerk integriert.

Die *Latinitas viva* wurde nicht berücksichtigt, obwohl einer der Bearbeiter der Auffassung ist,

dass im Lateinunterricht auch Latein gesprochen werden sollte (Prof. ANDREAS FRITSCH). Das Lehrwerk ist für die meisten Bundesländer konzipiert (mit Ausnahme von Bayern). Weil einige Länder die *Latinitas viva* ablehnen, haben die Herausgeber offensichtlich darauf verzichtet, da sonst die Genehmigung für den Gebrauch im Unterricht nicht erteilt worden wäre. Grundsätzlich müssen die Vorgaben der Länder beachtet werden, was dazu führen kann, dass sinnvolle Neuerungen nicht eingeführt werden können. Im Bereich der Übungen gibt es Weiterentwicklungen, da verkappte deutsch-lateinische Übungen nicht mehr zu finden sind, wie sie im Vorgänger-Band vorhanden waren. Die Aufgaben lassen ein binnendifferenziertes Arbeiten zu, enthalten unterschiedliche Schwierigkeitsgrade und sind kompetenzorientiert angelegt. Völlig neu sind die Plateau-Lektionen (Inseln, 1 bis 10), in denen Methoden zur Texterschließung, zu Übersetzungstechniken und zur Wortschatzarbeit vorgestellt werden. Darüber hinaus bieten sie jeweils auf zwei Seiten zahlreiche sehr unterschiedliche Übungstypen; natürlich haben die Schülerinnen und Schüler Gelegenheiten zu weiteren Übungen in dem Arbeitsheft (*Cursus A* – neu, Arbeitsheft, Hrsg. von M. Hotz/F. Maier, bearb. von A. Wilhelm, 56 S., EUR 10,-, C.C.Buchner: Bamberg 2016; ISBN 978-3-661-4010102-79). Es ist aber unabdingbar, dass genügend Übungen auch im Lehrbuch vorhanden sind.

Die Themenwahl im Bereich der Realien ist insgesamt gelungen, bei der Wahl der Mythen werden Erzählungen über Odysseus und Aeneas ausgewählt, ohne dass Erzählungen behandelt werden, die sich vor allem als Originallektüre eignen. Griechisches ist angemessen vertreten (Lektionen 21-23: Kampf um Troia, Irrfahrten des Odysseus; Insel 8: Herrscher und Eroberer: Alexander der Große (S. 184ff.); Lektionen 33-36: Kulturelles Erbe für Europa: Olympia, Archimedes, Sokrates, Antike Medizin; Insel 9: Athen). In Lektion 11 lernen die Schülerinnen und Schüler das griechische Alphabet kennen.

Positiv zu vermerken ist auch der Abschnitt über die Etrusker, denen die Römer bekanntlich viele politische und kulturelle Errungenschaften zu verdanken haben (das Alphabet, Bau von Tempeln, Opfertierschauen usw.).

Prüft man die im *Cursus* verwendeten Elemente zur Geschlechterrollenerziehung, so ergibt sich ein ambivalentes Bild. Einerseits ist es aus heutiger Perspektive positiv, dass die beiden Identifikationsfiguren Flavia und Quintus gewissermaßen auf Augenhöhe agieren, für die antike Lebenswirklichkeit war dies eher unwahrscheinlich. Rom hatte ein patriarchalisches Wertesystem, zu dem vor allem junge Römer aus der Oberschicht erzogen wurden. Die Informationen über die römische Familie sind korrekt, auch die Angaben über Rechte und Rollen der Frauen. Das Kapitel 19 thematisiert die Situation der Frauen in Rom. Es werden Heiratsmodalitäten vorgestellt, der religiöse Rahmen wird beschrieben, im lateinischen Text (S. 111) prallen traditionelle und „moderne“ Haltungen zur Ehe aufeinander. Flavia unterhält sich mit ihrer Tante, für die es selbstverständlich war, dass ihr Vater einen geeigneten Mann aussucht, und dies in recht frühem Alter, während Flavia den „modernen“ Part vertritt, indem sie sich ihren Partner selbst aussucht. Diese Situation dürfte wohl eher die Ausnahme gewesen sein. Im Sinne eines interkulturellen Lernens kann eine solche Darstellung andererseits zu ertragreichen Diskussionen unter Schülerinnen und Schülern führen.

Im Bereich der Grammatik lässt sich eine ausgewogene Verteilung konstatieren, aber hier wie auch in allen anderen Lehrwerken wird grundsätzlich das Passiv deutlich früher als die Deponentien eingeführt – warum eigentlich? Dieses grammatikalische Phänomen kommt recht häufig vor, man denke nur an die ersten Kapitel des *Bellum Gallicum* von CAESAR.

Einige Anregungen könnten dazu dienen, das Lehrwerk weiter zu optimieren: Es sollte wenigstens eine weitere Texterschließungsmethode, nämlich das lineare Dekodieren vermittelt werden, da mit dieser Methode auch hypotaktische Sätze besser im Aufbau verständlich gemacht werden können. Die Sachtexte sind interessant gestaltet, auch der über die Antike Medizin (S. 205). Der Hinweis, dass die ethischen Gebote des Hippokratischen Eides im sog. Genfer Ärztegelöbnis verpflichtend vorgeschrieben sind, müsste näher erläutert werden. Der griechische Text ist sehr kompliziert, er war in der klassischen

Antike erst spät bekannt (SCRIBONIUS LARGUS erwähnt ihn erstmals im 1. Jahrhundert n. Chr.).

Darüber hinaus orientieren sich zahlreiche moderne medizinethische Kodizes nicht am Eid des Hippokrates (vgl. K.-H. Leven, *Antike Medizin. Ein Lexikon*. München 2005, Sp. 420ff.).

Es lassen sich kaum Druckfehler feststellen, auf S. 6 steht: Römischer Alltag IV, richtig ist: V; S. 119: 2x *in raeda*, richtig: *in raeda, in raedam*; S. 126: *petes*, richtig: *petiveris*; S. 205: Lebensdaten von GALEN: 129-216, wahrscheinlicher: 129 - ca. 210 n.Chr./Leven s.o. S. 315).

Inschriften werden (mit einer Ausnahme S. 228) nicht behandelt, dies kann man damit erklären, dass M. Hotz als Mitherausgeber ein Lesebuch publiziert hat, (*Legamus, ein Lateinisches Lesebuch für die 9. Jahrgangsstufe*, München 2012, S. 204ff.), in dem in vorbildlicher Weise die Behandlung von Inschriften im Unterricht vorgestellt wird.

Auch dem in der heutigen Zeit so wichtigen Thema der Sprachbildung wird im *Cursus* Rechnung getragen. So gibt es auf jeder Seite im Abschnitt „Wortschatz“ (S. 234ff.) kurze Beispielsätze mit Fremdwörtern, deren Etyma Lernvokabeln in der Lektion sind; auch kurze englische Sätze oder Ausdrücke wurden abgedruckt, die Begriffe enthalten, die auf ein lateinisches Etymon zurückgehen. Insgesamt sind die deutschen Texte (Hinführungen, Einleitungen, Formulierungen der Aufgaben) prägnant und verständlich. Denkbar und hilfreich wären kurze Vergleiche zwischen Latein, Deutsch und zum Beispiel Türkisch (oder auch anderen Sprachen, die von Migranten gesprochen werden). Beispielsweise könnte den Schülerinnen und Schülern bewusst gemacht werden, dass das Türkische keine Entsprechung zum lateinischen Verb *esse* hat, dass es auf die Verwendung von Präpositionen verzichtet und es keine Kongruenz zwischen Substantiv und Adjektiv gibt.

Zuletzt sei ein kurzer Blick auf die Begleitgrammatik gestattet. Sie bietet einen guten Überblick, meist werden vollständige Tabellen der Konjugationen und Deklinationen geboten. Für Schülerinnen und Schüler sehr nützlich sind die Übersichten über die Präpositionen und Satzverbindungen (Konjunktionen und

Subjunktionen) (180ff.). Problematisch ist die Übersetzung der Futur II – Formen (70), denn der deutsche Sprachgebrauch unterscheidet sich vom Lateinischen. Hilfreich ist der Hinweis auf S. 71, dass sich im Deutschen für die Übersetzung des lateinischen Futur II meist das Präsens oder das Perfekt anbietet.

Weitere Materialien sind bereits erschienen oder angekündigt (Vokabelheft, Vokabelkartei, Arbeitshefte, Materialien zur Freiarbeit, Handrei-

chungen, Differenzierungsmaterial, Leistungsmessung, Lerntagebuch und Klassenarbeitstrainer).

Den Herausgebern und Bearbeitern ist es gelungen, ihr bekanntes und erprobtes Konzept weiter zu verbessern und den heutigen Gegebenheiten anzupassen. Wenn der Rezensent auf einige kritische Details hingewiesen hat, soll dies die Qualität des Lehrbuchs nicht schmälern. Die Verwendung im Unterricht ist zu empfehlen.

DIETMAR SCHMITZ

Varia

Lateinkalender 2017

Nach der bewährten einjährigen Pause gibt es wieder einen Lateinkalender für 2017 mit dem Titel *VARIA ET DIVERSA*. Wie das Motto schon sagt, steht dieses Mal kein Schriftsteller im Mittelpunkt wie bei den vergangenen Kalendern (OVID, HORAZ, CICERO, SENECA), sondern Weisheiten aus vielen Quellen wurden ausgewählt. JUVENAL ist ebenso vertreten wie TEREZ, PLAUTUS und auch TACITUS u. a. Die Sprüche sind in 13 Sprachen übersetzt, die russische Übersetzung hat freundlicherweise wiederum der bekannte Schriftsteller WLADIMIR KAMINER übernommen. Durch tatkräftige Mithilfe von Kollegen konnten für alle Sprachen „muttersprachliche“ Übersetzer gefunden werden (deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, niederländisch, schwedisch, tschechisch, polnisch, rumänisch, griechisch, russisch, esperanto). Dazu die immer sehr beliebte Reimübersetzung des Marburger Künstlers HORST FENCHEL. Die Gestaltung liegt wiederum in den Händen der Grafikdesignerin VERENA POSTWEILER, Potsdam.

Der Kalender hat das Format 23 x 30,5 und kostet 10.- €, Versand: 1,50 €. Bestellt werden kann er beim Pädagogium Bad Sachsa, Osterthal 1-5, 37441 Bad Sachsa, Tel.: 05523/ 300112, e-mail: kontakt@internats-gymnasium.de oder bei: Gerhard Postweiler, e-mail: gpostweiler@t-online.de

GERHARD POSTWEILER

Zur Klassischen Philologie in Georgien

Ostdeutschen Wissenschaftlern war lange Zeit der Weg in den Westen versperrt. Viele machten, um es mit einer sprichwörtlichen Wendung zu sagen, „aus der Not eine Tugend“ und reisten verstärkt ostwärts, z. B. in die damalige Sowjetunion, als Klassische Philologen besonders nach Moskau, St. Petersburg/Leningrad – origineller hätte ich eine Umbenennung von „St. Petersburg“ in „St. Leningrad“ gefunden – und nach Tbilisi; die Georgier hören auch von Ausländern den einheimischen Namen *Tbilisi* lieber als die wohl über das Russische ins Deutsche und in andere Sprachen gelangte Form *Tiflis*. Dabei lernten die deutschen Philologen viele wissenschaftlich bedeutende und menschlich sympathische Kollegen kennen. Bei diesen Reisen gewann ich den Eindruck, dass Professor RISMAG GORDESANI, Jahrgang 1940, langjähriger Direktor des Instituts für Klassische Philologie, Byzantinistik und Neogräzistik der Georgischen Dshawachischwili-Staatsuniversität Tbilisi, der profilierteste, innovativste Altertumswissenschaftler der Sowjetunion war, der schon in Vorperestroika-Zeiten durch unkonventionelle, fachübergreifende Fragestellungen auffiel. Von Haus aus Klassischer Philologe, vor allem Gräzist, arbeitete und arbeitet er auch im althistorischen und archäologischen Bereich. Dabei wendet er sich auch anderen frühen Kulturen des Ostmitteleerraumes einschließlich des Schwarzmeergebietes zu. Deutschland ist er auf vielfältige Weise verbunden: durch aktive Teilnahme an

Kongressen und durch Gastvorlesungen (in der Regel in deutscher Sprache) besonders an den Universitäten Leipzig und Jena sowie durch gemeinsame Forschungen und Publikationen mit deutschen Altertumswissenschaftlern, z. B. mit dem viel zu zeitig verstorbenen Gräzisten ERNST GÜNTHER SCHMIDT; zu ihm s. Gnomon 72, 2000, 472-476. Dementsprechend ist Gordesiani mit einer Auswahl seiner Veröffentlichungen in „Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender“, 28. Ausgabe, 2016 vertreten. Seine Bücher, Aufsätze, Rezensionen liegen oft außer in georgischer auch/nur in deutscher, englischer, russischer Sprache vor. Zusammen mit Wissenschaftlern aus anderen Ländern, unter anderem aus Deutschland, gibt er die Zeitschrift „Phasis“ (so hieß im Altgriechischen der heute Rioni genannte Fluss, der ins Schwarze Meer mündet) heraus. Seine wissenschaftlichen Leistungen brachten Prof. Gordesiani hohes internationales Ansehen. Er ist Mitglied der Georgischen Akademie der Wissenschaften und, ebenso wie der Präsident dieser Akademie Prof. THOMAS GAMKRELIDZE, ebenfalls Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, sowie Ehrenmitglied der Griechischen Archäologischen Gesellschaft. Seine Wahl in die Sächsische Akademie entspricht dem Anliegen der Leipziger Gelehrtensozietät, die Verbindung zu den östlichen Nachbarländern („Nachbarn“ in weiterem Sinn) zu stärken und die traditionell starke Deutschland-Orientierung der georgischen Wissenschaft fachlich, wissenschaftspolitisch und außenpolitisch zu unterstützen. Als 1996 der deutsche Bundespräsident ROMAN HERZOG zum Staatsbesuch in Georgien weilte, gehörte Prof. Gordesiani zu seinen Gesprächspartnern aus Wissenschaft und Kultur. Von seinen zahlreichen Werken sei hier wenigstens ein Buch genannt: Im Jahr 2000 veröffentlichte er in „Lekta“, einem Band ausgewählter Schriften, Aufsätze in georgischer, deutscher, englischer und russischer Sprache unter anderem zu grundlegenden sprach- und literaturwissenschaftlichen Fragen

(Tbilisi 2000, Verlag Logos). Soeben erschien sein Buch „*Innovation, Formalism and Avant-Garde in Greco-Roman Literature*“ in georgischer Sprache mit einem ausführlichen Summary. Hier seien wenigstens die Kapitel des Buches genannt: *Introduction / 1. Homer: Inexhaustible Paradigm of the Coexistence of the Traditional and the Novel: Preliminary Notes. Construction of Action and Structure of Conflict. Structural Organization. Structural Symmetry of the Iliad and the Odyssey. Character Individualization. Textual Plays. / 2. The New Spirit and Poetic Forms of the Lyric Years: Preliminary Notes. Self-Presentation and Main Trends in the Quest for Novelty. The Metric Revolution. / 3. Trends in the Old vs New Opposition in the Realm of Drama: Preliminary Notes. The World of Classical Tragedy: All-Embracing Innovations. The Innovative Impulse of Antiepos. “We are to invent everything”. Avant-Garde in the Literary Life of the Classical Period. / 4. Hellenistic and Post-Hellenistic Innovations and Experiments: Genre-Related Novelties. Experiments in Textual Plays. Figure Poems. / 5. Innovators, Classics and Marginals in Roman Poetry: The Old Becomes the New. The Neoterics or the Roman Avant-Garde. Innovations at the Height of the Principate Period. Textual Plays under the Shadow of the Classics. / Epilogue.* – Es sei hier auch auf Gordesianis in georgischer Sprache erschienenes Buch „Griechische Literatur. Epos, Lyrik, Drama“ hingewiesen, dessen 4. Auflage (ca. 600 S.) 2014 in Tbilisi erschienen ist. In seinem neuesten Werk betrachtet Gordesiani die Geschichte der antiken Literatur von HOMER bis AUSONIUS unter dem Aspekt formaler wie inhaltlicher Innovationen, wobei er auch Parallelen zur Gegenwart entdeckt – ein Ansatz, der bisher weniger im Focus der Betrachtung stand. Das Buch (430 Seiten) erschien in Tbilisi im Verlag Logos; ihm ist eine Kenntnisnahme zu wünschen, die über die Grenzen Georgiens hinausgeht.

JÜRGEN WERNER

Odyssee

eine literarische Reise
von HOMER bis KAZANTZAKIS

in musikalischen Bildern
von THILO THOMAS KRIGAR

Mo., 20. Feb. 2017, 20 Uhr, Berlin, Kammermusiksaal, Einführung: 19:00 Uhr

CHRISTIAN BRÜCKNER, Sprecher
CORINNA HARFOUCH, Sprecherin

Mitglieder der Berliner Philharmoniker:

ANDREAS BUSCHATZ, Violine
IGNACY MIECZNIKOWSKI, Viola
DAVID RINIKER, Violoncello
JANNE SAKSALA, Kontrabass
RAPHAEL HAEGER, Schlagzeug

Die Metaphorik der *Odyssee* des Homer hat über Jahrtausende die Art und Weise Geschichten zu erzählen und Wirklichkeit zu deuten geprägt. Das Werk dieser neben der *Ilias* ersten großen europäischen Dichtung ist auch heute schon in seinen Bezügen zu den Entwicklungen in der europäischen Union und ihrer Peripherie zeitlos aktuell.

Die von THILO KRIGAR mit Hilfe des Dramaturgen Dr. PETER KRUMME erarbeitete Konzeption und Textauswahl führen durch bewegende Passagen von Homers *Odyssee* und lassen das Echo der Nachwelt auf die 24 homerischen Gesänge vernehmen: Texte von OVID über FRIEDRICH SCHILLER bis zu CESARE PAVESE und KAZANTZAKIS werden gleichsam wie literarische Inseln angesteuert und halten mit Homers Epos Zwiesprache.

Odysseus ist im Gegensatz zu den archaischen Helden wie Achilleus oder Hektor ein moderner rationaler Protagonist. Seine brillanten Einfälle und Listen lassen ihn einerseits jede aktuelle Situation bestehen und tragen andererseits schon die Saat künftiger Verhängnisse in sich.

Die Thematiken der Odyssee werden auch in Hinblick auf die Beziehungsgeschichte der Figuren Penelope und Odysseus gedeutet. Odysseus Irrfahrten erweisen sich im Laufe des Stücks

auch als Flucht vor einem gemeinsamen friedlichen Leben. Die weiteren Figuren der Odyssee erscheinen auch als innere Dimensionen von Penelope (Kalypso, Kirke, Sirenen, Athene) oder Odysseus (Zyklop, Gefährten, Aiolos, Poseidon) und ihrer Beziehung (die Freier, Telemach).

Homers 24 Gesänge wurden zu ihrer Zeit in einem musikalischen Vortrag gesungen, der sich heute nicht mehr rekonstruieren lässt. Die aus einer mündlichen Tradition hervorgegangene eigentlich musikalische Dichtung ist durch die erhaltene Schriftversion auf den verbalen Aspekt reduziert. Die musikalischen Bilder von Thilo Krigar schaffen für den modernen Hörer ein authentisches Gesamterlebnis.

In der neuen Version werden einige kurze homerische Passagen auf Alt-Griechisch zum ersten Male in einer rhapsodischen musikalischen Umsetzung erklingen, die die sehr hohe Variabilität und Lebendigkeit des antiken griechischen Verses erlebbar macht, welche sich von allen modernen Versen maßgeblich unterscheidet. Die musikalische Darstellung dieser Partien soll den besonderen Eigenarten des antiken griechischen Verses Rechnung tragen.

T. T. KRIGAR, Bismarckstr. 10, 12157 Berlin;
Thilo.Krigar@t-online.de

Der Newsletter des DAV-Bundesvorstands

Seit Ende November 2016 gibt es nun endlich den v.a. von KARL BOYÉ und CLEMENS LIEDTKE erarbeiteten Newsletter des DAV. Das ist ausdrücklich keine Konkurrenz zu der höchst verdienstvollen und dankenswerten Mühe, die JOSEF RABL mit seinen zahlreichen Aussendungen auf sich nimmt. Der Newsletter soll ein Kommunikationsmedium sein, mit dem der Bundesvorstand möglichst viele Mitglieder (und auch Nicht-Mitglieder) erreicht (auf der DAV-Homepage gibt es dann auch ein Archiv). Angestrebt ist eine zuverlässige Erscheinungsweise in zunächst zweimonatlichem Rhythmus, fallweise ergänzt um „Sonderausgaben“.

Damit besitzt der DAV-Vorstand ein Instrument für die unmittelbare Kommunikation mit den Mitgliedern und der Öffentlichkeit, wenn es sich z. B. um Einladungen und Termine, bil-

dungspolitische Stellungnahmen, Hinweise auf aktuelle Themen im Internet und der Presse handelt. Natürlich sind alle Hinweise und Beiträge willkommen, etwa Hinweise aus den Landesverbänden auf ihre Mitteilungsblätter.

Das Abonnement des Newsletters erfordert eine Registrierung unter: <https://altphilologenverband.de/index.php/42-veroeffentlichungen/143-neu-der-dav-newsletter>

Der Newsletter ergänzt die medialen Auftritte des Bundesverbandes: die Homepage (<https://altphilologenverband.de/>), die Zeitschriften (<https://altphilologenverband.de/index.php/veroeffentlichungen-6/zeitschriften>) FORUM CLASSICUM und PEGASUS ONLINE, den Twitter [@RomAthen](https://twitter.com/RomAthen) (<https://twitter.com/RomAthen>) sowie den noch in Erprobung befindlichen Facebook-Auftritt (<https://de-de.facebook.com/deutscher.altphilologenverband/>).

ULRICH SCHMITZER



Falls Sie unsere E-Mail nicht oder nur teilweise lesen können, klicken Sie bitte hier.

Deutscher Altphilologenverband

Newsletter: November 2016

Online-Version lesen

Zum Geleit

Liebe, verehrte DAV-Mitglieder,
sehr geehrte Freunde und Interessierte,

dies ist der erste elektronische Newsletter des DAV auf Bundesebene. Schön, dass er Sie erreicht. Mindestens ebenso schön ist, wenn Sie es weitersagen, ob oder sogar dass Sie ihn sinnvoll finden. Wir versprechen uns von diesem etwa alle zwei Monate erscheinenden Rundschreiben eine bessere kommunikative Vernetzung nicht nur mit den DAV-Mitgliedern, sondern auch mit weiteren Interessierten aus der Kultur- und Sprachenszene sowie aus den Kultusverwaltungen und der Politik.



DAV-Begrüßungsinterview mit Jun.-Prof. Dr. Monika Vogel

Dr. Monika Vogel (35), zuvor Studienrätin am Wilhelm-Dörpfeld-Gymnasium Wuppertal, ist neue Junior-Professorin für Didaktik des Lateinischen an der Bergischen Universität Wuppertal. Der Deutsche Altphilologenverband hat zum Dienstantritt ein Interview mit ihr geführt:

Weiterlesen



Ehrenvorsitzender Prof. Dr. Friedrich Maier in eigener Sache: Zur Essay-Broschüre „Ich suche Menschen“

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Andrea Beyer, Dolziger Str. 17, 10247 Berlin, beyeraaq@hu-berlin.de

John Bulwer, 6 Woodland Crescent London SE16 6YN UK

Walther Frederking, StD a. D., Kiefernweg 77, 34128 Kassel, Frederking.WG@t-online.de

Prof. Andreas Fritsch, Wundtstr. 46, 14057 Berlin, classics@zedat.fu-berlin.de

Dr. Marion Giebel, Gistlstr. 92, 82049 Pullach

Prof. Dr. Hans-Joachim Glücklich, Myliusstraße 25, 60323 Frankfurt am Main, GlueHJ@aol.com

T. T. Krigar, Bismarckstr. 10, 12157 Berlin; Thilo.Krigar@t-online.de

Dr. Michael Lobe, StD, Melanchthon-Gymnasium Nürnberg, Sulzbacher Str. 32, 90489 Nürnberg

Dr. Michael Mause, StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Gerhard Postweiler, Pädagogium Bad Sachsa, Ostertal 1-5, 37441 Bad Sachsa

Prof. Dr. Ulrich Schmitzer, Institut für Klassische Philologie, Humboldt-Universität zu Berlin,
Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Prof. Dr. Axel Schönberger, Universität Bremen, Fachbereich 10 – Romanistik, Postfach 33 04 40,
28334 Bremen, schoenberger@uni-bremen.de

Prof. Dr. Jürgen Werner, Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, Juergen@werner-berlin.net

Prof. Dr. Michael Wissemann, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, mwissemde@yahoo.de

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis: Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

1. **Baden-Württemberg**
StD Dr. Christoph Sauer
Landesgymnasium für Hochbegabte
Universitätspark 21
73525 Schwäbisch-Gmünd
choxys@web.de
2. **Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
3. **Berlin und Brandenburg**
Prof. Dr. Stefan Kipf
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Klassische Philologie
Unter den Linden 6
10099 Berlin
Tel.: (030) 2093 70424
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de
4. **Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
5. **Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
6. **Hessen**
OStDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
7. **Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
8. **Niedersachsen**
StD Stefan Gieseke
Kaiser-Wilhelm-und Ratsgymnasium
Seelhorststr. 52
30175 Hannover
9. **Nordrhein-Westfalen**
StD Dr. Nikolaus Mantel
Graf-Spee-Str. 22
45133 Essen
Tel. (02 01) 42 09 68
nikolausmantel@web.de
10. **Rheinland-Pfalz**
Georg Ehrmann
Albert-Schweitzer-Gymnasium
Martin-Luther-Straße 5
67657 Kaiserslautern
11. **Saarland**
StR'in Christiane Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel. (0 68 97) 6 45 51
christianesiewert@gmx.de
12. **Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
13. **Sachsen-Anhalt**
Dr. Anne Friedrich
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)
Universitätsplatz 12
06108 Halle/ Saale
Tel.: (0345) 55 24 010
anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
14. **Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
15. **Thüringen**
Gerlinde Gillmeister
Humboldtstraße 7
07743 Jena
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90
g.gillmeister@web.de

(Stand: Dezember 2016)



Pontes – das neue Lateinlehrwerk

- Vielfältig differenzieren
- Antike Kultur hautnah erleben
- Kompetenzen gezielt trainieren
- Brücken zu Deutsch und Englisch schlagen

www.klett.de/pontes



**3-bändig oder
als Gesamtband**

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de



B 4044

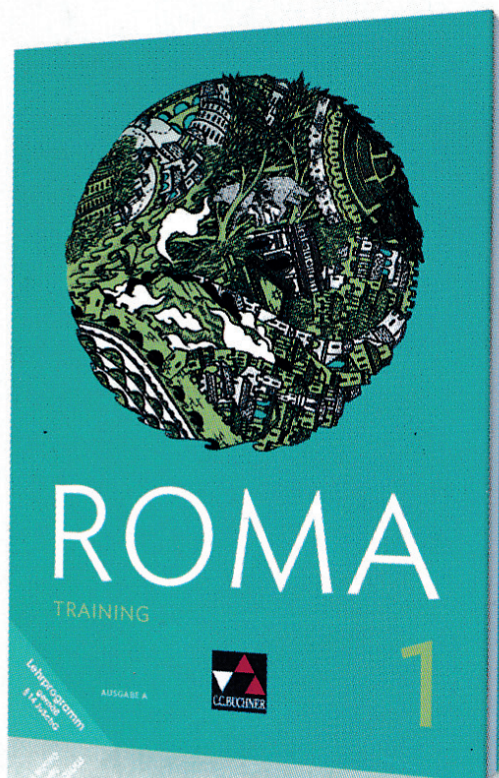
Deutsche Post AG

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchner Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

DAS ARBEITSHEFT 1 ZU ROMA IST DA!

Training 1 ist ein binnendifferenzierter Sprach-Trainer, der weiterführende Übungen und Übersetzungstexte zu den Bereichen Sprach-, Text- und Kulturkompetenz bietet.



In Kürze erscheinen außerdem:

- ▶ Lehrermappe 1
- ▶ Vokabelheft
- ▶ Vokabelkartei 1
- ▶ Prüfungen 1
- ▶ Abenteuergeschichten 1
- ▶ Whiteboard-Material

u.v.m.

Mehr Informationen finden Sie auf
www.ccbuchner.de.

ROMA

Training 1

ISBN 978-3-661-40002-0,

72 + 24 Seiten mit Lernsoftware, € 16,90



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

Laubanger 8 | 96052 Bamberg

Tel. +49 951 16098-200 | Fax +49 951 16098-270

service@ccbuchner.de | www.ccbuchner.de